

*Sehnsucht  
nach uns*

Isabel Shtar



CURSED



CURSED

Deutsche Erstausgabe (PDF)

© 2014 by Isabel Shtar

Verlagsrechte © 2014 by Cursed Verlag  
Inh. Julia Schwenk, Fürstenfeldbruck

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags, sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile,  
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit  
Genehmigung des Verlages.

Umschlagillustration: Marek Purzycki  
Bildrechte vermittelt durch Shutterstock LLC  
Satz & Layout: Cursed Verlag  
Covergestaltung: hanne's designküche  
Druckerei: CPI Deutschland

ISBN-13: 978-3-944686-24-0

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.cursed-verlag.de](http://www.cursed-verlag.de)

*Sehnsucht  
nach uns*

Isabel Shtar

Liebe Leserin, lieber Leser,

vielen Dank, dass Sie dieses eBook gekauft haben!  
Damit unterstützen Sie vor allem die Autorin des Buches und zeigen Ihre Wertschätzung gegenüber ihrer Arbeit. Außerdem schaffen Sie dadurch die Grundlage für viele weitere Romane der Autorin und aus unserem Verlag, mit denen wir Sie auch in Zukunft erfreuen möchten.

Vielen Dank!  
Ihr Cursed-Team

*Für alle, die die Taube in der Hand  
nicht mit dem Spatzen verwechseln.*

# Kapitel 1

*Landmaus Bruno*

Der Startschuss ins Studentenleben klingelt mir noch in den Ohren, als mir bereits zu dämmern beginnt, dass sich einige Dinge eventuell nicht ganz so entwickeln werden, wie ich sie mir in meinem jüngst verlassenen Kinderzimmer ausgemalt habe.

Ich sitze auf einem klapprigen 80er-Jahre-Stuhl mit bedenklich unergonomischer Rückenlehne und mein Herz klopfte wie verrückt. Alle anderen im Stuhlkreis starren mich erwartungsvoll an, Pädagogikprofessor Dingelkamp mit eingeschlossen. Dieses Fossil seiner Zunft hockt vergnügt grinsend auf seinem eigenen Folter-Stuhl und nickt mir wohlwollend zu, während meine künftigen Kommilitonen darum bemüht sind, keinen schlechten ersten Eindruck zu hinterlassen, und angestrengt ihre Gesichtszüge kontrollieren.

Das allein würde mich jedoch nicht an die Grenzen meiner Sprachfähigkeit treiben. Ich würde jetzt gewiss längst das lahme Vorstellungssprüchlein herunterleiern, das ich mir bereits vor Wochen ausgedacht habe – wenn Dingelkamp mich nicht unerwartet mit einem Wollknäuel beschmissen hätte. Reflexartig habe ich das blassgrüne, verfilzte Ding aufgefangen und nun sitze ich hier und gucke blöd aus der Wäsche. Dingelkamp sieht aus, als erwarte er irgendetwas Konkretes von mir. Aber was bloß? Wenn es dumm Glotzen sein sollte, liege ich richtig. Da beschleichen mich jedoch leise Zweifel.

Ich schwitze also Blut und Wasser, meine Mundwinkel zucken zwischen debilem Grinsen und Panikattacke hin und her und Dingelkamp krault sich derweil seinen pittoresken, weißen Rauschbart.

Kurz bevor ich endgültig die Krise bekomme, beugt er sich vor, wirft einen bedeutungsschwangeren Blick in die Runde und verkündet: »Das hier nennt man einen *stummen Einstieg!*«

Die anderen Studenten nicken ergeben, als würde ihnen das irgendetwas sagen, während ich betrete auf das dusselige Knäuel starre, in das sich meine Finger inzwischen so tief vergraben haben, dass man sie vermutlich nur noch mit chirurgischer Hilfe wieder daraus befreien kann.

»Aufmerksamkeit wird gebündelt! Fragen werden provoziert!«, fährt Dingelkamp mit Inbrunst fort.

Aha. Stimmt. Ich frage mich tatsächlich, wo ich hier gelandet bin. So einen Kram haben meine Lehrer nie mit mir veranstaltet. Die haben ihre Scheußlichkeiten von Ledertaschen aufs Pult geknallt, einen guten Morgen gewünscht und dann die Hausaufgaben kontrolliert, bevor sie neue Aufgaben gestellt oder ewige Monologe gehalten haben. Ich war zu dem Schluss gekommen, dass ich so etwas bestimmt auch hinbekomme, weshalb ich schließlich jetzt auch hier sitze.

Dingelkamp kommt mit einer Geschmeidigkeit, die ich einem Mann seines Alters nicht zugetraut hätte, auf seine in Jesus-Latschen steckenden Füße. »Das Wichtigste«, doziert er, während er in bester Moses-Manier ausladende Gesten vollführt, »ist Kommunikation! Kommunikation ist wie ein Netz, ein ineinander verstrickter Faden, der uns miteinander verbindet. Los!«, fordert er mich auf und lächelt, als sei er ein Werbeopa, der seinen Enkel mit Altherrenkaramellbonbons ins Elysium katapultieren will. »Stellen Sie sich bitte kurz vor und verraten Sie uns, warum Sie den Beruf eines Lehrers ergreifen wollen. Welche Hoffnungen haben Sie? Welche Bedenken? Welche Ängste? Dann behalten Sie das Ende des Fadens in der Hand und werfen unser Kommunikationsknäuel an den Nächsten weiter, sodass wir ein Kommunikationsnetz bilden können.«

Sind hier versteckte Kameras? Kommen wir jetzt ins Fernsehen? Die Show dürfte den Geschmack meiner Großmutter perfekt treffen, was jedoch kein allzu gutes Zeichen ist.

»Ähm...«, stammele ich ohne Konzept los.

Oh Gott, ich mache mir hier gleich ernsthaft in die Hose! Dabei werde ich nicht einmal von einer wild grölenden und einschüchternden Barbarenarmee angegriffen. In meinem Kopf herrscht tiefe Nacht. Ganz ruhig. Die Blase unter Kontrolle halten. Durchatmen. Rauf auf die Welle und mitschwimmen, los.

Verkrampft pule ich das Knäuel von mir und sehe mich nach einem passenden Opfer um. Ein mehr als rundlicher Kerl, mir schräg gegenüber, hat seinen Blick starr auf mein Gesicht gerichtet. Er wirkt mit seinen vollen Wangen und den dunkelbraunen Augen irgendwie freundlich auf mich. Der will bestimmt der Nächste sein. Vielleicht bilde ich mir das aber auch nur ein und er ist lediglich vor Schreck paralysiert, wie das Rehkitz im Scheinwerferlicht eines heranbrausenden Lkw.

»Also, ähm...«, bekomme ich nicht gerade intelligent hin und halte die Hände still, um mich besser auf das Sprechen konzentrieren zu können. »Ähm, ja«, probiere ich es noch mal, beiße die Zähne zusammen und blicke so gefasst auf, wie es mir unter diesen Umständen möglich ist.

»Ich heiße Bruno!«, platze ich schließlich heraus. »Bruno Berger. Ich studiere Lehramt, weil...« *Mir nichts anderes eingefallen ist, wobei ich Kunst machen könnte und trotzdem nicht arbeitslos wäre.* »Ich Lehrer werden will. Und ich, ähm, tja, hoffe... nun... dass ich dann Lehrer werde? Ein guter Lehrer, kein schlechter Lehrer?« Wie kann man bei einer derartigen Leere im Kopf nur so oft *Lehrer* sagen? Normalerweise bin ich nicht auf den Mund gefallen, aber diese Situation fällt nach meinem Empfinden nicht unter die Kategorie *normal*. Ich weiß nicht recht, was ich eigentlich erwartet habe, aber das hier war es mit Sicherheit nicht.

Bevor noch irgendjemand im Raum auf die Idee kommt, meinem peinlichen Auftritt durch einen Kommentar oder eine Nachfrage eine gewisse Schärfe zu geben, schmeiße ich meinem armen Gegenüber schleunigst das dämliche Knäuel zu, der es jedoch nicht auffängt, sondern es erst ächzend vom Fußboden aufheben muss.

Eine halbe Stunde später kann ich beruhigt feststellen, dass mein geistiger Dünnpfiff zwar den Vogel abgeschossen hat, der Rest der Bande sich jedoch nur geringfügig besser geschlagen hat. Vielleicht bekommt man einen Deppen-Bonus, wenn man als Erster drangekommen ist? Die Hoffnung ist gering, aber vorhanden, und Dingelkamp sieht nicht so aus, als würde ihn das verkrampfte Gestammel seiner Studenten irritieren. Eventuell gehört das sogar zur Übung und ist daher total sinnvoll? Er wird's schon wissen, schließlich ist er der Professor und ich nur ein kleiner Student an seinem ersten Tag.

Abschließend philosophiert er noch ein wenig über Kommunikationsstrukturen und Gruppenbildung, dann dürfen wir uns wieder entheddern. Das heißt aber noch lange nicht, dass der Wahnsinn jetzt ein Ende hätte. Als Nächstes benötigt Herr Professor Doktor Dingelkamp uns eine Übung zum *nonverbalen Kennenlernen* auf. Hört sich hochakademisch an, heißt jedoch konkret, dass wir paarweise pantomimisch ein Tier darstellen sollen.

Ehe ich mich versehe, klebt der rundliche Junge von eben schon an meinem Rücken, während ich mit den Armen herumwackele, um einen imposanten Grizzlybären zu imitieren. Sieht wahrscheinlich eher aus wie eine Vogelscheuche mit nervösen Zuckungen. Meinen Partner lerne ich nur in der Hinsicht besser kennen, dass er bei warmem Wetter wie heute zu wenig Deo verwendet. Damit ist er als Grizzlyarsch natürlich eine Topbesetzung.

Oh Mann. Das kann ja heiter werden. Hoffentlich läuft das hier nicht immer so. Diese Idioten-Polonoise halte ich nicht jahrelang aus. Mein einziger Trost ist, dass die anderen sich ebenfalls mit gequälten Gesichtern zum Affen machen – teilweise sogar wortwörtlich.

Der studentische Tutor, der uns nach Ende der Einführungsveranstaltung in Empfang nimmt, sieht aus, als würde er sich diebisch darüber freuen, dass jetzt andere das erdulden müssen, was man auch ihm zugemutet hat. Immerhin spricht er von Dingen, die tatsächlich etwas mit dem Universitätsalltag zu tun haben, von Bibliotheksangelegenheiten und Stundenplänen und Prüfungsanforderungen und so.

Dennoch ist mein Hirn weiterhin damit beschäftigt, den Dingelkamp-Schock zu verarbeiten. Darüber verliere ich jedoch dank meiner *Hans guck in die Luft*-Einstellung den Anschluss an meine Gruppe und stehe plötzlich ganz allein da – das Gedränge im Eingangsbereich des pädagogischen Instituts ist enorm.

Egal, wie langhalsig ich mich umsehe, die sind ohne mich ab zum Mittagessen. Ich war immer schon ein Bummelbruder und die Tatsache, dass ich städtisches Leben nicht gewohnt bin, macht es nicht besser. Trotzdem bin ich gerade zwanzig Jahre alt geworden und nicht erst drei, wie Dingelkamps Lehrmethoden es mich fast haben glauben lassen. Nein, ich bin erwachsen und ich mache mir doch nicht ins Höschen, weil ich nicht weiß, wo's langgeht. Und falls doch, tue ich so, als sei nichts. Genau.

Ich strecke den Rücken durch, hebe den Kopf und gebe den furchtlosen Typen mit Durchblick, der entschlossen die Stufen der Fakultät hinunterschreitet, ohne dabei auf die Nase zu fallen, da er in dieser Haltung nicht wirklich sehen kann, wo er hintritt. Vor dem Haupteingang öffnet sich ein mit grauen Pseudo-Kopfsteinen gepflasterter Platz, in dessen Mitte sich ein kreisrunder Brunnen befindet, in dem mehr Entengrütze als Wasser schwappt. Direkt daneben steht ein hölzerner Wegweiser, der neben diversen universitären Einrichtungen mindestens vier Mensen aufführt. Ich folge einfach auf gut Glück dem Weg zur Hauptmensa, aus deren geöffneten Türen Essensdüfte quer über den Campus wabern.

Die Menschenmenge um mich herum besteht aus den unterschiedlichsten Typen. Neben zu spät gekommenen Hippie-Bräuten und Dreadlocks-Aposteln erkenne ich selbst ernannte Bankdirektoren in spe in Anzug und mit perfekt gebundener Krawatte und natürlich den ganzen langweiligen Rest, zu dem ich mich selbst zählen darf. Mein Magen beginnt brav zu knurren, während ich mich mit dem Strom bewege. Höchste Zeit, ihn mit etwas Nahrhaftem vollzustopfen.

Leichter gesagt als getan, denn die in einem gruseligen 50er-Jahre-Plattenbau untergebrachte Hauptmensa ist nicht nur unglaublich, sondern auch unglaublich voll.

Ich gebe es nicht gerne öffentlich zu, aber mein Landmaus-Bruno-Gehirn verkraftet das einfach noch nicht so sonderlich gut, da muss ich mich erst noch dran gewöhnen. Und das werde ich wohl kaum tun, indem ich kneife.

Ich lasse mich also wacker vorwärts schieben, schnappe mir im Vorbeistolpern ein traurig beiges Tablett und lade es mit allem voll, was ich irgendwie erwischen kann. Heraus kommen ein schleimig aussehendes Nudelgericht, in dessen Soße sehr tot wirkende Pilze treiben, ein knallgrüner Wackelpudding und eine kleine Flasche Fanta. Ich werte das mit extrem optimistischer Einstellung als einen Erfolg.

Kaum durch die Kasse, stehe ich vor dem nächsten Problem: Ich sehe einfach keinen freien Sitzplatz, obwohl der Speisesaal so groß ist wie eine Scheune für Schweinemast. In meiner erzwungenen, supercoolen Haltung laufe ich eine Weile ziellos durch die Gegend, nah an der Grenze eines Krampfes in der Rückenmuskulatur, bis das Schicksal endlich Gnade mit mir hat. Der leere Stuhl befindet sich direkt am Förderband für die Tablettrückgabe und mein Sitznachbar ist ein bärtiger Obdachloser mit interessantem Duftbouquet, der sich die Reste vom Band sammelt.

Heute ist wahrhaftig nicht der Tag der Wohlgerüche. Egal, Hauptsache, ich kann mich endlich auch niederlassen. Ich weiß schließlich, dass es grausam und hinterhältig ist, sich über solche Leute zu mokieren, also darf ich mich nicht anstellen. Ich unterdrücke also mögliche Vorurteile und atme bewusst durch den Mund, piekse die Fahne angewandter Toleranz und Nächstenliebe in den Mensalaminatboden und beginne, mich über mein Essen herzumachen. Damit ich aufgrund der Flut an Sinneseindrücken überhaupt zum Essen komme, starre ich angestrengt auf die Tischplatte, während ich die zerkochten Nudeln in mich hineinflöffe.

Das Stimmengewirr bin ich so nicht gewohnt. Bald wird mir das aber nichts mehr ausmachen, schließlich bin ich erst seit drei Tagen in Hamburg. Mein Heimatkaff hat nur fünfzig Einwohner und auch das Landgymnasium, an dem ich Abi gemacht habe, war ziemlich überschaubar.

Wenn Oma und ich mal in die *Stadt* gefahren sind, dann hieß das im Klartext Itzehoe. Das ist nicht gerade eine internationale Metropole. Klar, ich war auch schon in Hamburg, nicht zuletzt, um meine Mutter zu besuchen, doch das waren nur Stippvisiten, Urlaub in einer fremden Welt. Jetzt wohne ich hier, studiere gar, das ist eine ganz schöne Umstellung, von der ich mir gleichzeitig viel verspreche.

Apropos. Was ist das denn für ein Flyer in der Mitte des Tisches? Neugierig lass ich die Nudeln Nudeln sein und sehe mir den Zettel genauer an.

*SCHWUL? LESBISCH?*, steht da in großen Blockbuchstaben am Kopf der Seite. Lesbisch bin ich nicht, dafür fühle ich mich von Punkt eins deutlich mehr angesprochen.

Oh mein Gott! So etwas gibt es wirklich! Nicht nur in der Theorie und im Fernsehen und so. Das war mir zwar schon irgendwie bewusst, doch ich hätte nicht damit gerechnet, dass es mir einfach so beim Mittagessen in den Schoß fällt. Ich verschlinge das Flugblatt mit deutlich mehr Enthusiasmus als mein Menü.

Es ist eine Einladung. Heute Abend schon trifft sich eine studentische Schwulen-Lesben-Gruppe und Neulinge sind herzlich willkommen. Ich! *Ich* bin herzlich willkommen. Das ist doch unglaublich. 18 Uhr in Raum 212 des soziologischen Instituts. Das ist in nicht mal fünf Stunden. Meine Gebete wurden erhört!

Sicher, ich lebe auch nicht auf dem Mars, dennoch bin ich vornehm formuliert ein Spätzünder. Das hat mehrere Gründe. Der erste und wichtigste ist, dass ich einfach ein braver Junge sein wollte. Oma hätte es echt nicht verdient gehabt, noch so eine Pleite zu erleben wie mit meinem Vater, bei all der Mühe, die sie sich mit mir gegeben hat. Hinzu kommen eine ordentliche Prise Feigheit, Unsicherheit und die Umstände des Lebens in der Provinz. Aber jetzt, in dieser großen, aufregenden, beängstigenden Stadt gibt es Leute, die sind wie ich und die mich so, wie ich bin, kennenlernen wollen!

»Hey, Schwuchtel!«, spricht mich der Pennbruder von links aus an. »Isst du deinen Wackelpudding noch?«

Meine Wirbelsäule verwandelt sich in Wurmacke. »Was?«, stottere ich überrumpelt und wende mich ihm zu. Ich mag zwar aus einer Ecke stammen, wo offiziell nicht mal die Störche schwul sind, aber *Schwuchtel* ist gewiss auch in Hamburg kein Kompliment.

Er beehrt mich mit der Entblößung seines maroden Gebisses, das mich an ein kubistisches Gemälde erinnert. Schiefe, eckige, braune Dingsdas, die in seinem Fall wohl Zähne darstellen sollen. »Ich habe gefragt, ob du deinen Pudding noch willst?«, wiederholt er freundlich.

»Nee...«, erwidere ich und reiche ihm die Schale.

»Danke, Hübscher«, freut er sich und macht sich darüber her.

Irritiert sehe ich mich um. Steht mir das etwa auf die Stirn geschrieben? Seit wann das denn? Bisher hat das doch nie jemand erkannt. Vielleicht hat die Klarsicht meines Nachbarn auch etwas damit zu tun, dass ich den *Schwul-Lesbisch*-Flyer ein ganzes Weilchen verzückt angestarrt habe wie ein böser Nazi die Bundeslade bei Indiana Jones. Das ist für die bösen Nazis bekanntlich nicht zufriedenstellend ausgefallen. Gut, dass ich keiner bin und sich meine Begehrlichkeiten eher im harmlosen Rahmen bewegen.

Da mein Nachbar jetzt sowieso schon im Bilde ist, bestaune ich dieses Geschenk des Himmels in meiner Hand einfach ungeniert weiter. Plötzlich bin ich guter Dinge. Deswegen bin ich schließlich hergekommen. Mein Leben als Erwachsener soll jetzt endlich losgehen. Als Student. Und als schwuler Mann. Das hier könnte ein Anfang sein und daher genieße ich die angenehme Aufregung, die mich beim Anblick des schlecht kopierten Zettelchens überkommt, in vollen Zügen.

## Kapitel 2

### *Nieder mit den Discohuschen!*

Mein Enthusiasmus sinkt beträchtlich, als die Stunde der Wahrheit näherrückt. Der Nachmittag hat mir einiges von der Verstörtetheit genommen, die Dingelkamp mit seiner Kamikaze-Pädagogik verursacht hatte, da wir mit unserer Tutandengruppe, zu der ich im Seminarraum wieder stoßen konnte, Büchersuchspiele und Bibliotheksführungen veranstaltet haben. Endlich Dinge, bei denen ich so etwas wie Sinn erkennen konnte. Ich habe mir eifrig Notizen gemacht, damit ich bloß nichts vergesse.

Doch jetzt, da ich schwer atmend vor Raum 212 des soziologischen Instituts stehe und die Sekunden auf dem Zifferblatt meiner von Opa geerbten Armbanduhr herunterzähle, geht mir der Arsch ganz schön auf Grundeis. Ich höre Stimmen durch die Tür, weibliche wie männliche, und weiß: Das sind sie wirklich. Echte Schwule, echte Lesben. Keine Tagträume, keine Pornodarsteller, was im Groben und Ganzen meinen Erfahrungsschatz ausmacht.

Als ich sechzehn war, habe ich, besoffen von zu viel Ale, mit meinem englischen Gastbruder in Bristol rumgeknutscht. Am nächsten Tag konnte er sich offiziell an nichts erinnern und ich bin abgereist. Das war's. Hinter dieser Tür wartet aber gewiss auch nicht mein Märchenprinz auf mich.

An den glaube ich sowieso nicht. Ich mag zwar unerfahren sein, aber ich bin keine dreizehnjährige Glitzervampir-Schmacht-Kreislerin. Ich muss nur an meine Eltern denken, um zu wissen, wie der Hase wirklich läuft. Zwar hoffe ich schon, dass es bei mir besser wird, aber so dumm, mich in eine Traumwelt zu flüchten, bin ich auch nicht. Fürs Erste reicht es mir, überhaupt mit echten Menschen von Angesicht zu Angesicht zu reden, die auch homosexuell sind.

Der Zeiger wandert auf die zwölf, ich hole ganz tief Luft und öffne die Tür. Mir ist schwummerig. Die Gespräche im Raum verstummen abrupt. Sechs Augenpaare richten sich interessiert auf mich. Das Zimmer selbst ist ein völlig unspektakulärer Seminarraum mit zur Seite geräumten Tischen, grauem Nadelfilzboden und einer Wandfarbe, die sich am besten als *verdreckt* beschreiben lässt. Die tiefstehende Sonne hüllt alles in ein schmeichelhaftes Licht.

Allerdings nicht so schmeichelhaft, dass sie die anwesenden Herren attraktiver erscheinen lässt. Binnen eines Herzschlags habe ich sie bereits in die tiefe Grube der Aussortierten geschmissen. So viel zum Thema innere Schönheit. Offensichtlich lege ich keinen Wert darauf. Immerhin muss ich zugeben, dass der kleine, etwas rundliche Lockenkopf, der als Erster seine Stimme wiederfindet, zumindest Sympathie in mir wachruft.

»Hi«, begrüßt er mich mit schwacher Stimme.

Die anderen Jungs glotzen mich einfach stumm weiter an, sodass ich mich in meiner Haut sehr unwohl fühle, und die beiden Frauen beginnen zu kichern. Wenigstens die sind echt hübsch und sehen überhaupt nicht aus wie die Klischee-Lesben. Eigentlich ein ziemlich gemeiner Gedanke, ich Charakterschwein, ich. Sie tragen beide Sommerkleider, wie sie gerade überall in den Auslagen angepriesen werden, haben langes Haar, die eine heller, die andere dunkler brünett, und absolut nichts Burschikoses an sich.

Das habe ich davon, meine Bildungslücken mit unreflektierten Vorurteilen zu stopfen. Ich wäre schließlich auch entsetzt, wenn mir jemand sagen würde, ich könne nicht schwul sein, weil ich nicht das Schwulen-Klischee à la gebrochenes Handgelenk erfülle. Das tun die anderen Typen hier allerdings auch nicht.

Neben dem, der mich angesprochen hat, ist noch ein Hagerer mit blondem Pferdeschwanz da, der vermutlich wie Legolas aussehen möchte und doch wirkt wie ein totaler Nerd, und zwei Heinis, die mich an die Gründer und einzigen Mitglieder eines Schul-Schachclubs erinnern, Kastenbrillen und -köpfe inklusive.

»Hi«, erwidere ich auch viel zu leise. »Ich bin Bruno.« In blödsinnigen Vorstellungen habe ich heute ja bereits Übung bekommen. Ich gebe mein Bestes, um selbstbewusst und sicher zu wirken. Das ist auf die Dauer ganz schön anstrengend. Mein Herz klopft wie verrückt, ich glaube sogar, dass ich vor lauter Aufregung und latenter Panik ein wenig zittere.

»Das hier ist ein schwul-lesbisches Treffen«, informiert mich der Hagere brüsk.

»Ich weiß«, erwidere ich weniger selbstbewusst. »Deswegen bin ich ja auch hier.«

»Du?«, fragt mich der Pummelige verdutzt.

»Wir sind zu sechst und du nur einer«, stellt einer der Schachclubbeigener mit warnender Stimme klar.

»Was? Wieso?« Ich verstehe nicht, was sie von mir wollen, und straucele erschrocken rückwärts.

»Ruhig Blut«, fährt uns das Mädels mit den dunkleren Haaren dazwischen, tritt auf mich zu und legt beruhigend ihre rechte Hand auf meine Schulter, sodass meine Flucht jäh unterbrochen wird.

Kopfschüttelnd richtet sie sich an die Runde. »Ihr solltet euch mal sehen«, tadelt sie sie. »Ihr jammert den ganzen Tag, dass sowieso mal wieder keiner kommt. Dann passiert das Gegenteil und ihr führt euch auf, als sei der Arme ein Tentakelwesen aus dem All, das eure Milz fressen will. Was kann denn... Bruno?... dafür, dass er aussieht wie etwas, das Falk heimlich auf seiner Festplatte bunkert? Wie war das mit der Toleranz?«

»Das war für eine Recherche über sexuelle Ausbeutung und Geschlechterstereotypen«, protestiert der Dürre mit hochrotem Kopf.

»Wer's glaubt«, haut ihn sein rundlicher Kompagnon in die Pfanne.

»Wie bitte?«, stehe ich derweil kurz vor einem Nervenzusammenbruch.

»Hey, Mann«, grinst mich die Brünnette, die sich so schützend zwischen mich und die vier von der Tankstelle geworfen hat, rotzfrech an. Ihre Augen sind tiefgrün und in ihnen blitzt der Schalk.

»Ich kann das ja völlig ungeniert sagen, denn du fällst absolut nicht in mein Beuteschema und ich wohl hoffentlich nicht in deins. Wenn ja, hast du Pech gehabt, denn das da ist meine Freundin Katrin.« Sie deutet auf das andere Mädchen, das mir freundlich mit einem Bier zuprostet. Sie hat ein herzförmiges Gesicht und eine kecke Stupsnase.

»Absolut nicht«, schwöre ich Stein und Bein.

»Brav«, lobt sie mich. »Ich stehe zwar nicht auf Schwänze, aber wenn du obendrein auch noch in zusammenhängenden Sätzen sprechen kannst, würde ich dich eines Tages für eine Samenspende in Betracht ziehen.«

»Was?«, kreische ich nun tatsächlich und kläre so rasch die Frage nach den zusammenhängenden Sätzen. Und ich dachte, Dinkelkamp sei schon der Gipfel des Tages in Sachen Irrsinn gewesen!

Das andere Mädchen, Katrin, tritt vor, und legt ihre Hand auf meine andere Schulter. »Keine Panik«, grinst sie. »Lea ist zuweilen ein *enfant terrible*. Ganz locker. Was sie damit zum Ausdruck bringen wollte, ist, dass du zu heiß bist, als dass dich die Jungs hier erwartet hätten. Deswegen halten sie dich jetzt alternativ für ein Killerkommando oder den Teufel.«

»Was?«, krächze ich erneut an der Grenze zu komplett sprachgestört. Und so etwas wie ich will Germanistik studieren. Ich weiß, dass ich nicht verstörend hässlich bin, sodass wildfremde Menschen auf der Straße mich entsetzt anstarren würden, doch damit endet die Fähigkeit zur Selbsteinschätzung auch schon. Ich bin Modell blond und blauäugig, knapp über eins achtzig und laut ärztlicher Untersuchung in bester gesundheitlicher Verfassung. Meine Schulkameraden fanden mich okay, aber die wollten auch nichts weiter von mir. Den Mädchen bin ich zu gekonnt aus dem Weg gegangen, als dass ich ihre detaillierte Bewertung hätte erfahren können. Als *heiß* wurde ich allerdings noch nie bezeichnet und das meines Erachtens nach auch völlig zurecht. Haben die sie hier nicht mehr alle?

Die Jungs starren betroffen Löcher in den Boden, nur Katrin lacht munter weiter.

»Tut uns leid«, wagt schließlich das lange Elend den ersten Schritt und sieht zu mir auf. Seine Augen sind blau, wirken jedoch ein wenig verkniffen. »Ich bin Falk. Er«, er deutet auf den Rundlichen, »heißt Felix. Und das sind Lennard und Franz.«

»Sehr angenehm«, zeige ich mich wohlherzogen, wie Oma es mir beigebracht hat.

»So ist's recht«, gurrts Lea. »Komm, setzen wir uns doch. Willst du ein Bier, Bruno?«

Ich nehme dankend an und atme schließlich erleichtert auf. Nach ein paar weiteren peinlich gezwungenen Minuten legt sich die Spannung allmählich und ich komme dazu, meine zuvor bereitgelegten Fragen zu stellen. Ich erfahre, dass die Gruppe einiges tut, um Bewusstsein und Toleranz zu wecken und die Rechte derjenigen zu wahren, wie zu fördern, die nicht dem sexuellen Mainstream entsprechen. Ich finde es gut und richtig und sehe durchaus ein, dass ich auch meinen Teil leisten sollte. Bisher habe ich ja gar nichts getan, dennoch will auch ich das, was sie vertreten.

»Tut mir echt leid«, entschuldigt sich Lennard ... oder Franz rückwirkend. »Du sahst echt aus wie eine der Discohuschen aus dem *Sweet Dreams*.«

»Häh?«, steuere ich wenig geistreich zur Konversation bei.

»Ach«, schnaubt Falk, der so etwas wie der Gruppenchef zu sein scheint. »Diese Spaßschwestern, die denken, ihren Beitrag geleistet zu haben, wenn sie auf dem CSD einmal mit der Federboa in die Kamera gewedelnt haben. Die tanzen, ficken, sich die Birne volldröhnen und behaupten, das sei eben schwuler Lifestyle und alle anderen nur Spießler. Diese Idioten regen mich echt auf! Okay, sie können treiben, was sie wollen, ist ja ein freies Land, aber sie machen es für alle anderen nur umso schwerer, indem sie dieses Klansensclown-Image kultivieren und fröhlich alle Klischees bedienen.«

Dieser Gedankengang kommt mir bekannt vor. Mit *schwul* haben in meinem Umfeld auch alle etwas ganz anderes assoziiert als einen führenden Politiker, obwohl dazu durchaus Anlass bestanden hätte.

Deswegen habe ich immer mein Maul gehalten. So wollte ich einfach nicht wahrgenommen werden. Den Schneid, den Gegenbeweis anzutreten, hatte ich einfach nicht. Vielleicht ändert sich das nun ja auch?

»Sind die echt alle so drauf?«, staune ich beklommen.

»Bestimmt nicht. Nur die, die es sind, sind eben präsenter, weil sie die gängigen Vorstellungen bedienen und schlichtweg auffälliger sind«, bemerkt Katrin. »Geht uns Lesben ja auch nicht anders. Wenige prägen die allgemeine Wahrnehmung, ohne dass sich die Leute die Mühe machen, darüber nachzudenken, dass das vielleicht nicht ganz verallgemeinerbar ist. Da heißt es wohl einfach weiter unverdrossen aufzuklären.«

»Ja.« Langsam werde ich mit dieser Sache wohl auch warm. »Wir sind doch auch alle verschieden, nicht wahr? Genau wie die Heterosexuellen, Bisexuellen, was auch immer? Das ist doch auch nur ein Teil von uns.«

»So ist es«, stimmt mir Felix zu. »Und darum geht es. Unser erklärtes Ziel ist es, uns selbst überflüssig zu machen.« Er lacht und zeigt dabei zwei tiefe Grübchen. »Wir wollen normal wahrgenommen werden, wie wir es schließlich sind. Jeder Mensch sollte sein können, wie er ist, wie er sein möchte. Das ist nicht leicht in die Köpfe zu bekommen, wenn einige nie ihren Arsch hochkriegen und stattdessen auf Selbstgettoisierung machen. Klar müssen wir untereinander Kontakt halten, aber eben nicht im Sinne einer Parallelgesellschaft oder kompletter Ignoranz auch unsererseits.«

Ich nicke bedächtig. Dann platze ich heraus: »Ich weiß ehrlich gesagt gar nicht, wovon ihr redet. Ich komme aus einem Pupsnest namens Hasenfuhr und da ist der Name Programm. Okay, im Fernsehen habe ich das natürlich schon mal gesehen. Aber wie ist das wirklich? Gibt es das alles überhaupt in echt?«

»Wo liegt denn Hasenfuhr?« fragt mich Lennard ... oder Franz mitleidig. »Auf dem Pluto?«

»Kreis Steinburg«, erwidere ich etwas beleidigt. »Westlich von Hamburg, gar nicht weit weg.«

»Da gab es doch gewiss auch Straßen?«, erkundigt sich Felix interessiert und beugt sich vor, bis ihm seine Locken in die Stirn fallen und er aussieht, als wäre er gerade erst aus dem Bett gekrochen. Deswegen schneide ich mir meine Haare immer kurz, sonst sehe ich bei meiner Haarfarbe aus wie ein Mitglied einer Weihnachtsdeko-Schnitzengel Kapelle aus dem Erzgebirge. »Solche, die wegführen?«

»Ja«, bestätige ich gedehnt. »Das war halt nicht so einfach. Ich wollte meiner Großmutter keine Scherereien machen.«

Erneut sehen sie mich alle mit einer Mischung aus Ungläubigkeit und Mitleid an. Ist es etwa peinlich, seiner Oma, bei der man aufgewachsen ist, nicht den letzten Nerv rauben zu wollen? Außerdem hat sie mich schon von klein auf darauf getrimmt, dass es kein erklärtes Lebensziel sein kann, ein *Hallodri* zu werden wie mein Vater, auch, wenn sie ihn vor mir nie so explizit fertiggemacht hat. So weit würde sie nie gehen, auch da hat sie ihre Prinzipien, doch ich kann schon eins und eins zusammenzählen.

»Ist doch völlig okay«, beschwichtigt mich Katrin und reicht mir ein weiteres Bier. Ein Blick auf den Buffettisch am Fenster hat mir schnell gezeigt, dass hier weder großer Andrang noch diätversessene Abstinenzler erwartet wurden. Es gibt Bier und Wein und massenhaft Chips.

»Wirklich«, pflichtet Felix Katrin bei, bevor die anderen murmelnd folgen. »Ist doch klasse, wenn deine Großmutter keinen Aufstand gemacht hat. Das läuft auch heute noch bei einigen nicht so super.«

»Ja, ich weiß. Da hatte ich Glück. Sie ist auch sehr in Ordnung. Deshalb wollte ich ihr eben keinen Kummer machen, indem ich – wie war das Wort? – die *Discohusche* hinlege. Das war eh nie so meine Welt. Aber ein bisschen neugierig bin ich schon«, muss ich zugeben.

»Wisst ihr was?«, reißt Lea das Gespräch wieder an sich. »Das machen wir. Bruno kann als schwuler Neu-Hamburger ein bisschen Unterstützung wirklich gebrauchen.«

Falks Augen beginnen zu leuchten.

»Klar«, fängt er Feuer. »Es gibt total viel hier, das man machen kann. Vom schwulen Fußballverein bis zum Filmtreff. Gerade läuft eine Ausstellung zur Verfolgung von Homosexuellen im Dritten Reich.«

»Ja, ganz super«, unterbricht ihn Lea durchaus charmant. »Vielleicht will Bruno für den Anfang einfach nur wissen, wie die Dinge im Hier und Jetzt so stehen – und zwar nicht nur von der pessimistischen Perspektive aus betrachtet?«

»Das andere hört sich auch toll an«, versuche ich Falks langes Gesicht mit Lob zu entkrampfen. Eigentlich hört es sich fantastisch an. So viele Möglichkeiten. Fußball ist zwar nicht mein Ding, trotzdem öffnet sich bei diesen Aussichten der Horizont für mich. Jetzt habe ich erst mal einfach Blut geleckt, weil es sich so weltmännisch, städtisch anhört, mal einen Blick in diese mir fremde Welt zu riskieren. Alleine würde ich mich das niemals trauen. Hier bietet sich die Chance, mit Rückendeckung über den Zaun in den Garten des Unfassbaren zu blicken. Dieser Versuchung kann ich nicht widerstehen.

»Genau«, fährt Katrin fort. »Hamburg für schwule Neubürger? Da darf das *Sweet Dreams* eben nicht fehlen.«

»Ach«, meint Felix naserümpfend. »Ich weiß, ihr hängt da gerne mal rum. Ist für euch auch irgendwie anders. Ich finde es nur frustrierend. Ich meine, als Mann wird man dort nur danach beurteilt, ob man einen Waschbrettbauch hat oder nicht. Und wer hat den schon, der im Leben auch Besseres zu tun hat, als den halben Tag in der Muckibude rumzuhampeln.«

Ich – aber das sage ich jetzt besser nicht laut. Muckibuden waren in Hasenfuhr zwar Mangelware, aber die Kreisschwimmhalle war gerade mal eine halbe Stunde von zu Hause entfernt. Seit meinem fünften Lebensjahr habe ich dort trainiert, war sogar bei *Jugend trainiert für Olympia*, und das habe ich nicht getan, um der schönste Frosch im Tümpel zu sein, sondern weil ich einfach gerne schwimme.

»Hey«, tröstet Lennard ... oder Franz Felix und drückt ihn mit dem Arm um die Schultern an sich. »Es sind doch echt nicht alle da so drauf. Den Schuh musst du dir nicht anziehen.«

»Stimmt schon«, gibt Felix seufzend zu. »Aber einige schon und es ist einfach kein tolles Gefühl, angeguckt zu werden, als sei man eine wertlose Made.«

»Wer dich so angeguckt, der ist eine wertlose Made«, stellt eins der Mitglieder des von mir unterstellten Schachclubs die Sache klar und hat damit vom Prinzip her völlig recht. Das gehört zu Omas Lehren: *Der Wert eines Menschen bemisst sich gewiss nicht nach seinem Äußeren*. Stimme ich vollkommen zu. Nur dieser amoralische Sensor in mir pfeift da total drauf, denn der bekommt gepflegt das Würgen bei dem Gedanken, Felix' Speckrollen zu küssen.

Mein schlechtes Gewissen schimpft mich innerlich mit Omas Stimme aus und das habe ich auch wirklich verdient. Ich kann's trotzdem nicht ändern, in der Hinsicht bin ich in der Tat eine wertlose Made. Allerdings wäre es das Allerletzte, das auch noch nach außen zu tragen. Es sei mein kleines, schmutziges Geheimnis, mit dem ich leben muss.

»Ja, scheiß auf die Freddie's dieser Welt!«, knurrt Falk feindselig.

»Freddie's?«, rutscht mir postwendend raus.

Felix verzieht angewidert das Gesicht und die anderen drei tun es ihm gleich. »The king of fucking everything«, erklärt er mir. »Und das ist wörtlich zu nehmen. Er ist der Nummer eins Platzhirsch. Er sieht selbstredend aus wie ein Aftershave-Zahnpasta-Unterhosen-Model und geil sich daran auf, dass jede Schwester von hier bis zum Nordpol sich den rechten Arm abreißen würde, um bei ihm zu landen oder wie er zu sein.«

»Komisch«, kommentiere ich. Solche Menschen soll's ja beiderlei Geschlechts geben, auch wenn mir die Beweggründe schleierhaft sind.

»Der und seinesgleichen fressen jemanden wie Bruno doch ohne zu kauen«, klagt Felix und deutet dabei ungeniert mit dem Zeigefinger auf mich.

»Ach was«, sträube ich mich und schüttele wie wild den Kopf. Ein ganz krankes Bild entsteht in meinem Hirn, in dem ich von einem Rudel schwuler Hühner niedergepickt werde.

Das ist natürlich total bescheuert, da Hühner weiblich sind und demzufolge im Zweifelsfalle lesbisch, womit sie keinerlei Interesse an mir haben dürften. Ich wurde als Kleinkind ja mal von einem sehr heterosexuellen Gockel angefallen, der sein Weibsvolk gegen meine Knuddelattacken verteidigen wollte. Noch heute habe ich eine kleine Narbe am Hals, wo er versucht hat, mir die Kehle aufzuschlitzen. Er hat seine Heldentat mit einer Karriere als Suppeninlage bezahlt. Das Landleben ist hart.

»Außerdem sind wir doch da«, triumphiert Lea, wendet sich mir zu und nimmt unbefangen meine Hand. »Wir passen schon auf dich auf«.

»Danke«, erwidere ich lahm. Ich kann mich meiner Haut eigentlich selbst erwehren. Behaupte ich mal, aber auch da fehlt mir Praxiserfahrung. Nichtsdestotrotz bin ich froh darüber, dass sie mich in ihrer Mitte willkommen heißen und mir die Welt zeigen wollen. Souveränität, Mut und Durchblick trage ich gerade wie ein Faschingskostüm mit mir herum, unter dem ich grässlich schwitze.

Und so bin ich plötzlich verabredet. Für Freitag. Unglaublich. Ich hatte wirklich Schiss, das ganze Wochenende über alleine dazuhocken. Oma hat strikte Order gegeben, dass ich erst mal hier bleiben solle, um mich einzufinden. Das gelingt mir gerade doch gar nicht mal so schlecht. Ein bisschen stolz bin ich schon.

Bald schon bin ich um sechs Handynummern reicher und bekomme bildreich beschrieben, wo wir uns treffen werden. Den restlichen Abend verbringe ich beschwingt inmitten meiner neuen Bekannten, während wir uns weiter beschnuppern. Sie geben mir Tipps zum Studium und plaudern auch über sich selbst. Ich erfahre, dass Katrin Kunstgeschichte studiert, Lea Musik und Englisch auf Lehramt, Falk Politologie, Felix Soziologie und Lennard – Franz, in der Tat beide etwas Naturwissenschaftliches. Mist, ich bekomme es einfach nicht hin, die beiden auseinanderzuhalten, sie sehen einander so ähnlich.

Als der Hausmeister um elf Uhr abends das rauschende Fest beendet, spüre ich eine freudige Ruhe in mir, die vor allen Dingen

darauf zurückzuführen ist, dass ich mich nicht mehr so furchtbar allein in diesem Moloch wähne. Ich kenne jetzt wirklich und wahrhaftig Menschen, die sind wie ich, und denen gegenüber ich im entscheidenden Punkt offen sein kann. Experiment geglückt, sozusagen.

Gemeinsam mit Lea und Katrin trete ich anschließend den Heimweg zum Bahnhof an. Die beiden halten sich bei den Händen und wirken so glücklich. Bei dem Anblick werde ich ein bisschen wehmütig. Wie das wohl ist, verliebt zu sein und beruht auf Gegenseitigkeit? Sicherlich habe ich mich schon das ein oder andere Mal in jemanden verguckt. Mehr als stille Schwärmerei war aber nie drin. Das, was die beiden Frauen haben, möchte ich auch. Wer nicht? Ab heute gehört es wirklich zu den Möglichkeiten, den unzähligen Möglichkeiten, die mein neues Leben verheißt.

## Kapitel 3

### *Zwei Kaulquappen*

Der nächste Tag steht dem ersten in nichts nach. Die Kunstprofessorin, die heute die Hauptveranstaltung hält, beginnt nicht mit verstörenden Begrüßungsspielchen wie Dingelkamp. Frau Professor Schellhorn ist ihr Name. Ohne viel Drumherum sagt diese dünne, ältere Frau mit hochgesteckten, aschblonden Haaren und weit ausgestellten Leinenklamotten, was Sache ist. Dafür bin ich ihr dankbar. Besonders begierig bin ich auf die Kurse in angewandter Gestaltung. Es gibt so viele Techniken, die ich noch nicht beherrsche. Moderne Kunst steht im Mittelpunkt.

Ich hingegen bin – freundlich formuliert – ein Traditionalist. Im hiesigen Jargon auch *rückwärtsgewandter Spießler* genannt. Meine Passion ist die naturalistische Malerei, darin bin ich wirklich gut. Ein Ölgemälde von Hasenfuhrts schöner Flora? Kein Problem. 1810 wäre ich voll der Kracher gewesen. Wenn man heutzutage noch mit Staffelei und Pinseln malt, dann höchstens mit Kuhkacke. Im Zweifelsfalle sitze ich da in Hasenfuhrts ja an der Quelle, auch wenn mich der Gedanke nicht so begeistert.

Gegen achtzehn Uhr schleppe ich meine mit Literaturlisten, Infoblättern und den ersten Bibliotheksbüchern vollgestopfte Tasche stolzeschwellt nach Hause und fühle mich dabei wie ein richtiger Student. Das bin ich ja auch. Ich muss es wohl erst noch voll und ganz realisieren.

Bis Altona sind es nur ein paar Stationen, wo sich wenige Minuten vom Bahnhof entfernt mein Domizil in einer Seitengasse befindet. Ein klassisches Studentenviertel ist es nicht, es wohnen eher ältere Leute und junge Familien hier, und es ist trotz der Lage relativ ruhig.

Die Straße besitzt sogar noch Kopfsteinpflaster und ist beidseitig mit gepflegten Rabatten begrünt. An der Ecke befindet sich ein eingezäunter Kinderspielplatz, Läden für Biokost und ökologisch hergestellten Krimskrams säumen den Bürgersteig.

Im Erdgeschoss des Hauses, in dem ich wohne, befindet sich ein Käseladen, was meinen Bedürfnissen sehr entgegenkommt. Ich bin ein Käse-o-holic. Je stinkender, desto besser. Als ich die Haustür aufschließe, atme ich genüsslich den Duft sehr reifer Molkereiprodukte ein, der verführerisch durch die sommerliche Luft wogt.

Meine Wohnung liegt im zweiten Obergeschoss. Es ist ein Einzimmerappartement. Man gelangt direkt vom Flur aus in den geräumigen Hauptraum. Links befindet sich eine kleine Küchenzeile, am großen Fenster gegenüber des Eingangs steht mein Schreibtisch. Rechter Hand habe ich meine blaue Schlafcouch aufgebaut. Ein paar noch ziemlich leere Regale, ein uralter Röhrenfernseher und ein Kleiderschrank runden das Bild ab. An der Wand rechts neben der Eingangstür geht es in ein winziges Bad. Damit alles reinpasst, musste man das Klo schräg anmontieren. Es riecht alles so neu hier und fühlt sich auch noch nicht recht wie meins an.

Die Wohnung hat meine Mutter organisiert, sie entspricht ihren Vorstellungen von dem, was *angemessen* für mich ist. Meine Mutter ist stinkreich, hat jedoch so ihre Prinzipien. Das verzogene Wohlstandsblag, das zum Achtzehnten gleich mit einem Ferrari beschenkt wird, kam für sie nicht in Frage.

Wenn es sich hingegen um etwas Sinnvolles handelte, war immer Geld da. Sprachferien in England? Sofort. Angesagte Designerjeans wie sie alle Jungs in meinem Alter gerade tragen? Verdien sie dir selbst, wenn du sie willst. Das habe sie schließlich auch getan. Sie hat die von ihrem Vater übernommene Provinzkanzlei in eine Gelddruckmaschine direkt an der Alster verwandelt.

Den Preis für die Mutter des Jahres wird sie aus diversen Gründen niemals gewinnen, aber sie hat immer penibel darauf geachtet, ihrer Auffassung von mütterlichen Pflichten nachzukommen.

Mich höchstpersönlich großzuziehen, kam darin nicht vor. Dafür bin ich ihr im Nachhinein durchaus dankbar, auch wenn ich damit früher zeitweise arg zu kämpfen hatte. Alles in allem war Oma für den Job deutlich geeigneter als sie.

Ich packe meine Tasche aus und sortiere die Zettel in die dafür vorgesehenen Ordner ein. Zufrieden mustere ich mein Werk. Jetzt sieht es fast schon nach Studentenbude aus – wenn auch nach der eines Strebers und nicht eines alternativen Partykrachers.

Der nächste Akt besteht darin, die von mir zu diesem Zwecke mitgebrachten Gemälde aus meinem Œuvre aufzuhängen. Verschiedene Ansichten von Hasenfuhr, der Vollmond über Bauer Hinrichsens Scheune, Oma auf dem Sofa beim Fernsehen. Und ein nach einem Foto gefertigtes Gemälde von Papa. Wild geschminkt und mit Indianer-Kopfschmuck. Fertig.

Es ist gerade mal kurz nach sieben. Was jetzt? Ich bin unruhig, will etwas machen, aber noch mehr Uni-Input vertrage ich nicht. Wozu hat man Hobbys?

Kurzerhand packe ich meine Schwimmsachen zusammen, google die Lage des nächstgelegenen Schwimmbads und mache mich erwartungsvoll auf den Weg. Die Sonne wärmt meine Haut, während ich die schiere Anzahl all dieser Menschen auf mich wirken lasse. Die Fülle erscheint mir plötzlich gar nicht mehr so beängstigend, sondern einfach nur groß und voller Möglichkeiten.

Das Schwimmbad, das ich mir rausgesucht habe, ist eher von der prosaischen Art. Kein Wellness-Tempel, sondern ein sanierter 70er-Jahre-Bau, der seinen Schwerpunkt ernsthaft aufs Schwimmen legt. Der typische Geruch nach Chlor dringt mir entgegen, als ich an der Kasse ein Ticket zum *Studententarif* löse. Kein Schülerabbatt mehr, das ist doch mal cool, auch, wenn es am Ende auf denselben Preis hinausläuft.

Den Blick bewundernd auf das Studententicket gerichtet, passiere ich die Absperrung. Ich husche in eine der Kabinen und schlüpfе rasch in meine Badehose, auf der mein goldenes Schwimmbadzeichen prangt. Oma hat die Dinger immer angenäht, seitdem ich

das Seepferdchen gemacht habe. Ich bin schon stolz darauf, es so weit gebracht zu haben.

Ich verfrachte meine Sachen in einen Spind, klemme mir Handtuch und Schwimmbrille unter den Arm und dann geht es nichts wie ab unter die Dusche und rein ins kühle Nass. Herrlich! Es ist ein wenig wie fliegen, finde ich. Man teilt das Wasser, sucht den Weg, spürt die Kräfte des eigenen Körpers, ist lebendig.

Ich beginne zu kraulen, ziehe Bahn um Bahn, bis sich ein leichtes Ziehen in meinen Armen und Schultern breitmacht, dann gebe ich noch mal alles, bevor ich langsam das Tempo drossle. Ein letztes Mal tauche ich unter und schieße auf die Beckenkante zu.

Statt schlüpfrige Keramik umfasst meine Hand jedoch etwas merkwürdig geschmeidig Hartes.

Ich komme schwer atmend an die Oberfläche, streife mir mit der Linken die Schwimmbrille ab und fixiere ratlos das, was ich da erwischt habe. Es ist ein Bein. Ein Männerbein, kräftig und mit leichtem Haarwuchs auf dem Unterschenkel. Wo kommt das denn her?

»Tschuldigung«, nuschte ich immer noch nach Luft schnappend, lasse los und schaue nach oben.

Ein fataler Fehler, denn das, was ich da sehe, wirft mich völlig aus der Bahn. Nur meine antrainierten Reflexe halten mich davon ab, postwendend zu ersaufen. Hektisch kralle ich mich an der Überschwapprinne fest, während meine Augen die Größe von Untertassen annehmen. Fliegenden Untertassen. Voller riesiger Untertassenaliens.

Vor mir sitzt ungerührt, und vor allem ohne Vorwarnung, der schönste Mann, den ich je gesehen habe.

»Kein Ding«, sagt er leichthin und lächelt, dabei weiße, gerade Zähne entblößend, zu mir herab.

Ich bin überwältigt. Mein Hirn verwandelt sich in eine zitternde Kaulquappe. Eine einzige, die obendrein auch für Kaulquappen-Maßstäbe strunzdoof ist und auf dem Trockenen liegt. Ich weiß nicht, was es ist, das mich an ihm so gnadenlos umhaut. Alles. Das ist ein wenig schwammig, aber die Wahrheit.

Schon die Beschreibung seiner Augen hätte ein in Einhornleder gebundenes, 20-bändiges Epos verdient. Sie stehen, umgeben von dichten, schwarzen Wimpernkränzen, leicht schräg in seinem Gesicht und funkeln in einem Ton, der zwischen Grün und Gold changiert. Wie eine Christbaumkugel, beschienen von Kerzenlicht, nur viel schöner und viel männlicher.

Sein Gesicht ist oval, der Kiefer kräftig, am Kinn eher weich gerundet, die Wangenknochen hoch und ausgeprägt, ohne übertrieben zu wirken, der Mund breit und sinnlich, die Nase gerade, irgendwo zwischen stolz und keck, und die Ohren... Wie zur Hölle beschreibt man schöne Ohren? Meine Kaulquappe scheitert kläglich. Sein dunkelbraunes, modisch gestutztes Haar ist feucht zurückgestrichen und sein Körper ist... nun... die Kaulquappe ist doch kein Einzelkind. Sie hat ein Brüderchen weiter unten, das auf sehr indiskrete Art und Weise verrät, welche Wirkung er auf mich hat.

Scheiße! Ich bin doch nicht zwölf und besuche schon mein Leben lang öffentliche Schwimmbäder voll leicht bekleideter Männer, ohne dass das je ein ernst zu nehmendes Problem gewesen wäre. Jetzt ist es eins, denn die Mutter-Kind-Schwimmgruppe im Nebenbecken dürfte kein Verständnis für meine jähen Blutverteilungsprobleme aufbringen können. Mit Müh und Not presse ich mich dicht an den Beckenrand, um das Dilemma zu kaschieren, während ich ihn weiterhin wortlos anlotze.

»Alles klar bei dir?«, erkundigt er sich sichtlich besorgt. »Du siehst irgendwie blass aus.«

»Ja. Nein. Alles super!«, platze ich heraus, was ohne funktionierendes Kleinhirn wirklich eine Meisterleistung ist.

»Sicher?«, hakt er nach und beugt sich aufmerksam zu mir herab.

Was ist nur an ihm, das mich hier gerade den Verstand verlieren lässt? Bilder von schönen Männern gibt es in Hülle und Fülle in Zeitschriften und im Netz zu bewundern, was ich auch ausgiebig getan habe. Der wahnwitzige Unterschied zwischen den Traumgestalten meiner Sehnsüchte zu diesem Fremden besteht darin, dass er echt ist, wirklich da, ein atmender, sich bewegender Mensch inmitten einer Alltagssituation und nicht einer Fantasiekulisse.

»Ja, wirklich«, schwöre ich, auch wenn es das komplette Gegenteil der Wahrheit ist. Was soll ich auch sagen, wenn ich überhaupt in der Lage wäre, das, was in mir vorgeht, in zusammenhängende Sätze zu fassen? Im Zweifelsfalle bekäme ich dann seine schöne Hand direkt auf die Nasenwurzel gedonnert, da nun mal nur eine Minderheit der Männer begeistert darauf reagiert, von einem Geschlechtsgenossen völlig ungeniert angesabbert zu werden.

Und er kann nicht schwul sein, das wäre allzu grausam, denn wie könnte er dann seinen Anblick im Spiegel überleben? Da würde es ihm glatt so gehen wie diesem Typen in der antiken Sage. Tulpe war's nicht. Primel? Narziss! So hieß der. Ist verreckt, weil er sich nicht vom eigenen Spiegelbild lösen konnte, in das er sich unsterblich verliebt hatte.

»Okay?«, erwidert er nicht wirklich überzeugt, was er mir durch ein dezentes Zusammenziehen seiner geraden Brauen zu verstehen gibt. »Du bist richtig klasse geschwommen.«

»Dankeschön«, murme ich in meinen nicht vorhandenen Bart und zwingen mich, einen wohlbeleibten Opa zu betrachten, der neben uns seine Bahnen zieht. Er hat sogar Haare auf dem Rücken, ein richtiges Fell. Der Anblick verpasst der Kaulquappe in meiner Badehose einen gehörigen Dämpfer, nur leider längst nicht den Gnadenstoß.

»Wirklich«, beharrt er und strahlt wie die Sommersonne. Zumindest in meiner Wahrnehmung.

Aber auch das lässt mich nicht erblinden, sodass ich gezwungen bin zu verfolgen, wie er seine wohlgeformten Beine, so lang und kräftig, aus dem Wasser zieht und mit den Zehen im Becken herumplanscht. Selbst seine Füße sind bildhübsch, die beiläufigen Bewegungen seiner Zehen eleganter als ein Hollywoodstar im Smoking. Es ist irgendwie die Art und Weise, wie er sich bewegt, wie er seinen Kopf hält und unbewusst seine Muskeln anspannt, die mich so gaga macht. Nicht die Einzelteile, sondern ihr Gesamtbild. *Sexy*, singen die Kaulquappen im Duett, *das ist Sexappeal, was der da hat*.

»Danke«, hauche ich erneut überfordert.

»Sieht man selten genug hier. Ich bin übrigens Gideon«, stellt er sich vor und streckt mir seine Hand entgegen, die sich prima für das Cover eines Schnulzenromans über klavierspielende Superchirurgen eignen würde.

Mit Müh und Not gelingt es mir, danach zu greifen. Er verzieht keine Miene, obwohl sich mein Händedruck gewiss anfühlt wie ein Griff in die Mitte eines Komposthaufens – schlabberig, feucht und irgendwie eigenartig.

»Bruno«, presse ich passend dazu hervor. »Ich bin Bruno.«

»Schön, dich kennenzulernen«, meint er höflich. »Ich hab dich hier noch nie gesehen, obwohl ich mehrmals die Woche hier trainiere.«

»Ich... bin... auch... neu... hier«, formt mein Mund unter Gewaltanstrengungen die Worte.

»Arbeit? Studium?«, schlägt er vor und lässt mich wieder los. Zu dumm, dass ich mich in einem fest gemauerten Schwimmbekken befinde. Ich hätte mir gewünscht, dass sich der Boden unter mir auftäte, um mich und meine Peinlichkeit zu verschlucken.

»Studium«, krähe ich stattdessen.

»Was studierst du denn?«, macht er fröhlich weiter Smalltalk. Er scheint nicht zu bemerken, was gerade mit mir los ist. Er kann ja nicht ahnen, dass mir gerade ein unsichtbares Geweih wächst und ich anfangs, innerlich Brunftgeröhr von mir zu geben.

»Lehramt. Kunst. Deutsch.« Noch. Wenn das so weitergeht, sollte ich mir lieber Gedanken über eine Karriere als Crashtest-Dummy oder lebende Statue machen.

»Cool! Da wäre ich glatt gerne wieder Schüler«, lächelt er sehr breit. Was auch immer er damit meinen mag, seine Stimme klingt toll. Tief und melodisch, mit einer leicht rauen Andeutung von Heiserkeit. Sie tropft von seinen Lippen wie Milch und Honig, direkt hinein in meine unwürdigen, dreckigen Ohren.

»Und du?«, wage ich mich nun wieder an die flüssige Aussprache zweier zusammenhängender Worte.

Ich habe Glück, denn er scheint immer noch nichts von meinem Dilemma zu bemerken: »Musikwissenschaften.«

»Irre«, lobpreise ich, auch wenn ich mir darunter konkret nichts vorstellen kann. Er macht es, also muss es grandios sein. Im Augenblick würde ich das auch dann denken, wenn er Proktologe, Auftragskiller oder russischer Präsident wäre.

Er zuckt nonchalant mit den Schultern, ohne weiter darauf einzugehen. »Bist du dann ab jetzt öfter hier?«, erkundigt er sich bei mir.

»Ja. Glaube schon.«

»Klasse. Für heute bist du sicher durch, aber ich suche schon ewig nach einem vernünftigen Trainingspartner, ohne einen auf Vereinsheimeligkeit machen zu müssen. Von dem, was ich eben gesehen habe, haben wir in etwa ein Niveau. Ich will mich echt nicht aufdrängen, aber wenn du Lust hättest...?«, gibt er mir ungerührt den Rest.

»Klar«, jubele ich, ohne auch nur eine Sekunde nachzudenken, los. Was zum Teufel tue ich da? Das gibt doch die Riesenkatastrophe, so wie ich auf ihn reagiere. Andererseits – ich muss ihn wiedersehen. Ich *muss* einfach, gleichgültig wie unvernünftig das sein mag.

»Prima«, freut er sich offen. »Ich bin immer dienstag- und donnerstagabends hier, manchmal auch Sonntagnachmittag. Komm doch einfach, wenn du Zeit und Lust hast.«

»Gerne«, gelobe ich einsilbig und verfolge gebannt, wie er aufsteht. Seine Badehose ist dunkelgrün mit hell abgesetzten Nähten und Beinansatz und natürlich ohne appliziertes Schwimmbzeichen, für das ich mich plötzlich sehr schäme. Sein hochgewachsener Schwimmerkörper zeigt genau die richtige Mischung aus Muskeln und Geschmeidigkeit, seine Haut ist leicht gebräunt und die feine Linie aus Haaren, die unter seinem Bauchnabel beginnt, macht mich fix und fertig. Er zieht seine Schwimmbrille hinunter und grinst mich herausfordernd an.

»Also dann«, verabschiedet er sich. »Ich leg mal los. Kannst ja mal schauen, ob du nicht die Katze im Sack kaufst. Wir sehen uns.«

»Tschüss«, hauche ich, als er sich mit einem gekonnten Sprung ins Wasser befördert und untertaucht.

Ich schließe die Augen und lasse meinen Kopf auf den vermutlich mit Fußpilz verseuchten Beckenrand sinken. Es ist mir gerade total egal, ob ich demnächst juckenden, stinkenden Ausschlag an den Ohren bekomme. Stimmt nicht, in diesem Augenblick wäre er mir sogar sehr willkommen. Ich konzentriere mich, denke an Hungersnöte in Afrika, Darmfisteln und Hodenprellungen, bis ich mir sicher bin, dass ich mich aus dem Wasser wagen kann, ohne von der Mutter-Kind-Gruppe mit ihren mit putzigen Comicfiguren verzierten Schwimmreifen erdrosselt zu werden.

Dann stemme ich mich völlig geschafft aus dem Wasser. Ein sehr vorsichtiger Blick zurück verrät, dass Gideon nicht zu viel versprochen hat. Er ist wirklich gut, krault mit kräftigen Zügen rhythmisch voran. Sicherheitshalber schlinge ich mir das Handtuch um die Hüften und trete die Flucht an, auch wenn ein anderer Teil von mir ihm bis zum jüngsten Tage zusehen möchte.

Oh Mann. Im wahrsten Sinne des Wortes. Als ich unter der Dusche stehe, werde ich rückwirkend knallrot, so sehr geniere ich mich für meinen Aussetzer, mein dümmlisches Gestammel und meine durchgedrehten Gedankengänge. Gideon hält mich jetzt gewiss für den allerletzten Trottel und ich kann es ihm nicht verdenken.

Toller erster Eindruck.

Die Seite von mir, die noch ganz naives Landei ist, tanzt und jubiliert und singt untalentierte, aber enthusiastisch himmlische Choräle auf seinen Namen, die ihm unterstellen, gewiss obendrein noch einen wundervollen Charakter zu haben und mindestens den IQ eines Physiknobelpreisträgers zu besitzen.

Der kleine zurechnungsfähige Rest rauft sich entsetzt die Haare darüber.

## Kapitel 4

*Ein Satz mit X*

Die nächsten Tage sind von früh bis spät so mit Terminen und Veranstaltungen vollgepackt, dass ich ganz schön beschäftigt bin.

Das Gideon-Erlebnis sitzt mir dabei noch ordentlich in den Knochen. Einerseits sorgt die Verzückung in mir dafür, dass ich des Nachts in aller Stille von Dingen träume, für die mich der echte Gideon vermutlich teeren und federn würde. Andererseits macht sie mich ganz konfus. So kenne ich mich gar nicht. Jemand wie Gideon hat allerdings auch noch nie zuvor meinen Weg gekreuzt. Genau, das ist alles seine Schuld. Was ist er auch so umwerfend, dieser fiese Arsch.

Am Donnerstag ringe ich mit mir – und gehe nicht zum Schwimmen. Stattdessen sitze ich zuhause, beschimpfe mich selbst ob meiner Feigheit und lobe mich zugleich für meine kluge Konsequenz, während ich fahrig Skizzen in meinen Brainstorming-Block zeichne. Eigentlich sollten es Blümchen werden, ähneln aber jedes Mal eher seiner Nase, seinen Ohren, seinen Schenkeln oder irgendeinem anderen seiner Körperteile. Das sind ganz schön seltsame Gewächse, die eventuell schon wieder als moderne Kunst durchgehen könnten. Als Analysevorlage für einen Psychodoc taugen sie allemal.

Um zehn Uhr gehe ich ins Bett und fühle mich ausgelaugt und erschlagen, da kann ich mir noch so häufig sagen, dass es das einzig Vernünftige war, weil ich mir dadurch jede Menge weitere Peinlichkeiten und ein gebrochenes Herz erspart habe. Jedes seiner Worte, jede seiner Bewegungen hat sich in mein Hirn gebrannt. Und nun spielt mir meine Fantasie Streiche.

Ich kann trotzdem erst einschlafen, als ich mir sage, dass es schließlich nicht die letzte Chance war, ihn wiederzusehen. Dann hole ich mir auf ihn tatsächlich einen runter, oh Scham!

Ich musste mir nicht mal vorstellen, dass er irgendetwas anderes macht, außer einfach nur dazusitzen, während ich ihn hingerissen anstarre.

Erst der Freitag verspricht Erlösung und hoffentlich Ablenkung, denn da soll schließlich mein gruppenspezifischer Ausflug ins lokale Sündenbabel stattfinden. Auch wenn ich gewiss nicht vorhabe, dorthin überzusiedeln, bin ich sehr gespannt, wie das so ist, wenn sich homosexuelle Männer und Frauen mit Volldampf amüsieren gehen, so wie das meine einstigen Schulkameraden auf heterosexuelle Art und Weise immer getan haben.

Am Wochenende ging es immer auf in die lokale Großraumdisco, wo einige munter von einem Bett ins nächste gehüpft sind. Felix und Falk haben nicht ganz so recht, wie sie behaupten. Auch in heterosexuellen Kreisen geht es ganz schön wild zu. Davon kann man halten, was man will, doch es ist eventuell kein rein schwules Phänomen? Oder bestehen da doch Unterschiede, die schlichtweg über meinen Horizont gehen? Ich werde es schon noch erfahren.

Ich gehe nicht zum ersten Mal in eine Disco. Früher wurde ich ab und an mal von meinen Schulkameraden mitgeschleppt. Da lag meine dringlichste Sorge jedoch darin, bloß nicht die Aufmerksamkeit des anderen Geschlechtes zu erregen. Allerdings war das einfacher gesagt als getan, da die Ladys heutzutage nicht unbedingt so zurückhaltend sind wie zu Königin Viktorias Zeiten. Außerdem war das eine Landdisco, das ominöse *Sweet Dreams* liegt hingegen irgendwo am Kiez. Das ist noch mal eine ganz andere Liga.

Heute Abend werde ich schlauer sein. Wobei *heute Abend* nach meinem Empfinden schon da ist. Es ist zehn nach sechs. Wir treffen uns erst um elf. Hoffentlich schlafe ich bis dahin nicht auf meinem Sofa ein. In weiser Voraussicht befülle ich die Kaffeemaschine und mache mich ans Werk. Was soll ich bloß anziehen? Mode ist nicht gerade meine Stärke. Ich habe einfach immer das angezogen, was alle getragen haben, die keinen Ehrgeiz hatten, den Obergockel zu geben. Jeans. Einfarbige Shirts oder Pullover, je nach Jahreszeit. Blaue Chucks.

Um mich in der Umkleide nicht total zum Deppen machen zu müssen, habe ich Oma beizeiten abgewöhnt, mir diese weißen Liebestöter im Zehnerpack zu kaufen. Stattdessen sind die Dinger heutzutage dunkelblau und kommen nur als Fünflinge oder gar Drillinge daher. Sieht alles nicht sonderlich Disco-tauglich aus. Zwar überfällt mich nicht spontan die Eitelkeit, aber ich will auch nicht jedem auf die Nase binden, dass ich zum ersten Mal in Hamburg feiern gehe.

Nach einigem Wühlen fördere ich aus den Tiefen des *IKEA*-Schrankes ein T-Shirt hervor, das ich mir in einem Anfall geistiger Umnachtung im Zuge eines Weihnachtseinkaufes von meiner Mutter habe aufschwätzen lassen. Das ist nun auch schon wieder zwei Jahre her. Immerhin war dieses Ding mal in. Es ist ein hellblaues Modell, passend zu meinen Augen, und hat einen beigen Querstreifen quer über die Brust. Das sollte in Ordnung sein.

Zufrieden mit meiner Kleiderwahl verziehe ich mich ins Bad, um mich zu rasieren, zu duschen und mir die Haare zu waschen. Beim Föhnen gebe ich mir alle Mühe, nicht wie ein Struwelpeter auszusehen, was leider viel zu schnell der Fall ist. Mein Haupthaar ist blond und hat die unschöne Angewohnheit, sich stark zu wellen, sodass es mir, wenn ich es nicht striegele und festtackere, rasch wüst zu Berge steht.

Kritisch beäuge ich mich im Spiegel. Ich kann da immer noch nichts Besonderes erkennen. Nach wie vor nur Augen, Nase, Mund und Ohren. Augen: wie Wick-Hustenbonbons, braune Wimpern, können gut gucken, erwecken schnell den Eindruck, als würde ich immer noch an den Weihnachtsmann glauben. Nase: in der Mitte, zwei Löcher, könnte etwas größer sein oder etwas schiefer, dann wäre sie markant oder scharf oder kerniger oder irgendetwas mit mehr Charakter. Mund: sollte ich besser häufiger halten, da kommt sonst zu viel Mist raus. Meine Oberlippe steht leicht vor, als Kind habe ich deshalb zum Sabbern tendiert. Mental sabbern kann ich immer noch gut. So sehe ich damit aus, als würde ich gerne völlig grundlos beleidigt schmallen, finde ich.

Gestriegelt marschiere ich schließlich zurück ins Wohnzimmer. Ich glaube, langsam ernsthaft paranoid zu werden, weil ich mich dabei irgendwie beobachtet fühle, bis mir klar wird, dass das in der Tat der Fall ist.

Aus einem Fenster auf der gegenüberliegenden Straßenseite winken mir freudig lachend zwei Frauen in den mittleren Jahren zu, beide mit Sektgläsern bewaffnet. Mit einem gewagten Sprung bringe ich mich hinter der Couch in Sicherheit. Nachbarn fielen zu Hause unter die Kategorie der Leute, die jenseits des Rasens, der Bäume und der Hecken gewohnt haben. Ich brauche dringend Gardinen.

So bleibt mir nichts anderes übrig, als auf allen Vieren mit meinen ausgewählten Klamotten im Gepäck zurück ins Bad zu krabbeln. Ich hoffe stark, dass das eben ein Zufall war und die beiden nicht aufgrund unfreiwilliger Strip-Einlagen meinerseits an den vorangegangenen Tagen bereits mit Schampus bewaffnet auf mich gewartet haben.

Als ich fertig angezogen wieder hinaustrete, liegen die Frauen netterweise nicht mehr auf der Lauer, sodass ich mich wieder der Illusion von Ruhe und Frieden hingeben kann.

Mit meinem Kaffee und einer Käsestulle bewaffnet, verkrümele ich mich aufs Sofa und sehe mir auf dem von Oma geerbten Mini-Fernseher eine Folge der Simpsons an. Dann putze ich mir die Zähne, Blauschimmel-Atem ist ein ziemlicher Stimmungskiller, und beschließe, ausgehertigt zu sein.

Leider ist es erst kurz nach acht. Ich verinnerliche noch mal meine Marschrouten auf dem Stadtplan, was aber auch nicht ernsthaft Zeit schindet. Mist. Irgendwie muss ich die Zeit überbrücken, sonst werde ich wahnsinnig.

Also gebe ich mich der einzigen wirklich wunderlichen Macke hin, die ich so zu bieten habe. Ich hole meine Kunstkiste, gleichfalls ein Erbstück mit Schnitzarbeiten aus dunkler Eiche, unter dem Schreibtisch hervor und werfe einen zärtlichen Blick auf meine Sammlung.

Ich liebe sie einfach, meine Farben und Pinsel und Blöcke. Ich kenne sie alle. Ihre Namen, die Produktbezeichnung, ihren Geruch, ihre Konsistenz, was immer man will. Ein Einkaufsbummel im Kunstgroßmarkt ist für mich wie Weihnachten und Geburtstag in einem. So viel haben wir zusammen erlebt, so viel können wir noch tun. Stück für Stück hole ich sie heraus, ordne sie vor mir auf dem Boden an und sortiere sie akribisch nach immer neuen Kriterien. Größe. Farbspektrum. Alter. Persönlicher Bedeutung. Ist schon ein bisschen verrückt. Für mich ist es die reine Entspannung. Schon als Kleinkind habe ich Vergleichbares mit meinen Wachsmalkreiden veranstaltet. Das steckt wohl irgendwie in mir drin.

Auf diese Art und Weise kann ich die Zeit überbrücken und bin sogar einigermaßen locker und gefasst, als es endlich so weit ist, mich auf den Weg zu machen.

Die Nacht ist sommerlich warm. Je näher ich dem Altonaer Bahnhof komme, desto voller wird es. In Hasenfuhr werden zu dieser Uhrzeit die Bürgersteige hochgeklappt, die Stadt hingegen stürzt sich in die wochenendlichen Vergnügen. Und ich bin mittendrin. Tiefer drin, als mir lieb ist, stelle ich fest, als ich in der S-Bahn fast zu Tode gequetscht werde. Es riecht nach Menschen und Alkohol, aufgekratztes Gelächter liegt in der Luft, Freundescliquen schauen sich gegenseitig hoch. Auch wenn es nicht mein Ziel gewesen wäre, hätte ich keine andere Chance gehabt, als an der Reeperbahn mit hinausgespült zu werden. So lasse ich mich mit der Menge treiben und muss dann all meine Kraulkünste aufbringen, um zu dem verabredeten Treffpunkt in der Nähe des Stationsausgangs zu gelangen. Ich gehe hinter einem Blumenkübel in Deckung und stelle befriedigt fest, lediglich zehn Minuten zu früh dran zu sein.

Falk und Felix sind exakt pünktlich.

»Schick siehst du aus«, lobt mich Felix.

»Danke«, freue ich mich, bevor mir einfällt, dass ich nicht gerade mit Karl Lagerfeld spreche. Der ist auch nicht gerade meine Liga, also kann es so verkehrt wiederum auch nicht sein. Falk und Felix sind ähnlich leger gekleidet, auch wenn sie keine Streifen-shirts tragen.

Als Nächstes kommen Lennard und Franz, dicht gefolgt von den beiden Mädchen. Ich werde freudig begrüßt und erwidere das nicht weniger angetan. Jetzt bin ich auch Teil einer Gruppe und nicht mehr das einsame Landei.

Lea und Katrin haken sich beschwingt links und rechts bei mir unter, als sei ich hier der Hahn im Korb. Obwohl wir so viel mehr Platz wegnehmen, navigieren sie uns gekonnt über den überfüllten Bürgersteig. Ich war schon mal hier, allerdings auf einer Stadtführung mit Oma. Bei Nacht und mit dem Ziel, die Freuden des Großstadtlebens zu genießen, ist das nicht ganz zu vergleichen. Wir passieren einen Sexshop, der aussieht wie ein Supermarkt für Delikatessen.

An einer Ecke lungern sogar ein paar grell geschminkte Frauen herum, über deren Profession man nicht lange rätseln muss. Dank der Mädchen passiere ich problemlos, aber Falk wird angemacht, was ihn lediglich dazu bringt, abgeklärt den Schritt zu beschleunigen. Diese Frauen tun mir echt leid, die wollten bestimmt auch etwas Anderes vom Leben.

Schließlich biegen wir in eine Seitenstraße ein, in der es nicht weniger voll ist, auch wenn das Publikum sich verändert. Die Reklamen an den Seiten lassen keinen Zweifel daran aufkommen, wer sich hier amüsieren darf. *Girls for girls* ist keine heterosexuelle Aufreißerkneipe, jede Wette.

Das viel besungene *Sweet Dreams* kommt von außen betrachtet ziemlich unspektakulär daher. Es befindet sich in einer dieser 50er-Jahre-Bausünden, mit denen man nach dem Krieg hastig all die Lücken wieder aufgefüllt hat, und wirkt statisch nicht gerade vertrauenerweckend. Ich verlasse mich darauf, dass das Haus dennoch halten wird, immerhin sind wir in Deutschland, also wurde es gewiss auf Herz und Nieren geprüft.

Ehe ich mich versehe, stehen wir schon in der Schlange am Eingang. Vor uns knutschen zwei Jungs so hemmungslos, als vermuteten sie etwas besonders Leckeres im Magen des jeweils anderen.

Schocken tut es mich nicht, es ist nur ungewohnt, diese Offenheit direkt vor der Nase zu haben, ohne dass es jemanden schert. Zumindest für mich, dementsprechend glotze ich sie telleräugig an, bis Lea mir unsanft in die Rippen boxt.

Der Türsteher, ein übel aussehender Kasten mit Ledermütze, lässt die Mädels und mich anstandslos passieren, bei Falk und den anderen will er jedoch Einspruch erheben.

»Wir gehören zusammen«, erklärt Lea geistesgegenwärtig.

Felix' Gesichtsausdruck spricht Bände. Oh weh. So ganz unrecht waren seine Bedenken wohl nicht.

In dem mäßig ausgeleuchteten, etwas schmutzigen Vorraum bezahlen wir, dann geht es ab durch einen Perlenvorhang in die von buntem Licht rhythmisch durchblitzte Dunkelheit. Harte Bässe dröhnen aus den Boxen. Die Tanzfläche wird linkerhand von einer Bar flankiert, daneben führt eine Metalltreppe zu einer Empore, die sich halbkreisförmig um die Tanzfläche zieht. Im Hintergrund erahne ich die Sessel eines Loungebereichs.

Es ist noch recht leer, dennoch sind hier schon deutlich mehr Menschen als Hasenfuhrts Einwohner hat. Ein Typ mit freiem Oberkörper und mehr Piercings als Haaren hampelt sichtlich zugehörnt im Zentrum der Tanzfläche herum. Wenn der meiner Oma in die Hände fiel, würde die ihn erst mal in etwas Warmes gegen mögliche Verkühlungen stecken und ihm dann einen Vortrag über angemessenes Verhalten in der Öffentlichkeit halten. Kein Wunder, dass ich die Jungfer vom Arsch der Heide bin.

Ich beneide ihn nicht um sein Selbstbewusstsein, mir geht es schließlich gut, so wie ich bin, nur fühle ich mich ein bisschen wie ein verklemmter Hinterwäldler, dem eigentlich nur das Karo- hemd fehlt. Vielleicht wurden die aber mittlerweile von Streifen- shirts ersetzt. Außer mir trägt niemand so ein Teil.

Katrin zieht mich hinter sich her zur Bar, wo wir uns mit Getränken versorgen. Dann ist genug Zeit, sich in Ruhe umzusehen. Mit gepflegter Unterhaltung ist nicht viel zu wollen, dazu ist es schlichtweg zu laut.

Einige recht exotische Gestalten sind anwesend, die meisten sehen jedoch wenig auffallend aus. Was mir und meiner Truppe im Vergleich zum Mainstream definitiv fehlt, ist mindestens ein Piercing in und ein Tattoo pro Nase. Wir wirken geradezu langweilig zwischen all diesen glitzernden Ringen und tiefschwarzen Zeichen der Körperkunst.

Lea wippt im Takt der Musik auf den Zehenspitzen neben mir auf und ab. Auch sie sieht sich aufmerksam um, allerdings eher mit einer Alte-Hasen-Miene. Plötzlich stößt sie mich mit dem Ellenbogen an. »Guck mal!«, brüllt sie mir ins Ohr und deutet hinauf zur Empore. »Freddie!«

Ich lege den Kopf folgsam in den Nacken und mustere dieses – nach Auffassung meiner neuen Bekannten – Flaggschiff des Antiheldentums. Ich muss schon zugeben, er sieht wirklich fantastisch aus. Groß und breitschultrig, blondes, lässig gekämmtes Haar, scharfe, ein wenig hochmütige Züge, was er sich bei seiner Aftershave-Reklame-Visage auch erlauben kann.

Trotzdem hat er auf mich lediglich die Wirkung eines solchen Posterboys. Kann man sich angucken und für gut befinden, hat man am nächsten Tag aber schon vergessen und durch die nächste Wichsvorlage ersetzt. Auch nicht gerade nett, doch er scheint gut damit leben zu können, wenn die Erzählungen stimmen.

Ich will mich schon wieder wegdrehen, um die nächste Sehenswürdigkeit des Ladens zu studieren, wie zum Beispiel diese monströse Discokugel da oben an der Decke, da beschleicht mich ein mulmiges Gefühl. Ich runzele die Stirn und nehme Freddie erneut in den Fokus, aber es hat nichts mit ihm zu tun. Andererseits schon, denn ein anderer Mann istorgetreten und hat den Arm in einer lässigen Geste um seine Taille geschlungen.

Ich starre wie vom Donner gerührt zu ihm.

Gideon.

Ach, du heilige Scheiße! Es ist Gideon. Schwimmbad-Gideon. Das kann doch gar nicht sein, schon allein wegen meiner Narzisstheorie. Selten so danebengelegen.

Auch wenn Freddie hier der ungekrönte König sein mag, ist er doch nichts als Wind in der Wüste im Vergleich zu Gideon. Warum starren ihn eigentlich nicht alle an wie die überirdische Erscheinung, die er ist? Klar ergießt sich ein sehnsüchtiger Blickeregen über die beiden schönen Männer, nur ist darin von angemessener Anbetung nichts zu erkennen. Das ist mir zwar nur recht, aber es ist irgendwie seltsam.

*Meins... haucht der Vollidiot in mir. Meiner... mein Mann... mein alles...*

Halt. Nein. Stopp.

Einen ähnlichen Gedankengang scheint auch Lea zu hegen, denn sie mustert mich ziemlich mitleidig. »Freddie?«, schreit sie mich an.

Ich schüttele wie wild den Kopf. Nein, nicht Freddie. Ganz und gar nicht Freddie. Der kann, was mich angeht, einfach aus den Latschen kippen oder auf die dunkle Seite des Mondes umsiedeln, Hauptsache er verschwindet aus dem Bild.

»Ah«, fährt sie fort. »Gideon?«

»Du kennst ihn?«, brülle ich zurück.

»Klar. Selbes Kaliber. Freddie und Gideon? Das ist wie Don Quijote und Sancho Panza. Micky Maus und Goofy. Sokrates und Platon – in der schwulen Rumvögel-Version«, klärt sie mich mäßig feinfühlig auf.

Das kann doch echt nicht wahr sein. Ich starre weiterhin wie hypnotisiert zur Empore hinauf. Die beiden stecken vertraut die Köpfe zusammen. Dann greift Freddie lächelnd nach Gideons Kinn – und küsst ihn. Einfach so. Tief und innig und mit mehr Zunge, als ein Mensch haben sollte. Und Gideon haut ihm mitnichten eine rein, sondern zieht ihn dicht an sich und macht voller Enthusiasmus mit.

Mein Herz schrumpelt zu einer schwarzen Dörrpflaume zusammen und kullert durch mein linkes Hosenbein hinaus auf die Tanzfläche, wo alle achtlos darauf herumtrampeln. Ich bin echt so ein strohdummes, naives, planloses Landmädchen.

Was habe ich mir auch gedacht? Ich kenne diesen Kerl doch gar nicht. Wir haben nur ein paar Sätze miteinander gewechselt, wobei das mit den Sätzen eher sein Job geblieben ist, und ich habe ihn dabei mental abgeschleckt.

Trotzdem wäre mir ein Tritt in die Eier lieber gewesen. Es ist eine Sache, jemanden hoffnungslos anzuschmachten, der eben aufgrund seiner sexuellen Orientierung nicht auf einen steht, aber eine ganz andere, erfahren zu müssen, dass er auf einen ganz speziell nicht steht, weil er viel lieber mit einem anderen zusammen ist, der tausend Mal schöner, beliebter und cooler ist. Das spielt schon in einer anderen Größenordnung der beschissenen Erkenntnisse.

Und ja, es kann auch immer noch schlimmer kommen. Die beiden lehnen sich an die Brüstung und blicken musternd auf die Tanzfläche hinab, während sie verschwörerisch miteinander reden. Dann kommen sie die Metalltreppe hinab – ungefähr im selben Stil, in dem König Artus zur Tafelrunde geschritten sein muss. Als würde ihnen der verfluchte Laden gehören. Inklusive des lebendigen Inventars.

Ich trete hastig einen Schritt zurück in den Schatten, damit sie mich bloß nicht bemerken. Lea hat stumm meine Hand erfasst und drückt sie beruhigend. Das erdet mich ein wenig, als ich mitverfolgen muss, wie die beiden sich auf der Tanzfläche erneut umschlingen und sich miteinander zu bewegen beginnen, als seien sie eins. Sinnlich, lockend aggressiv und voll eindeutiger Angebote.

Dabei sehen sie keinesfalls einander an, sondern einen dritten Mann, einen schlanken Blondnen mit Augenbrauenpiercing und Unterarmtattoo, der sofort die Brauen hebt und breit zu grinsen beginnt, als sei das sein verfluchter Glückstag. Ist es wohl auch, denn binnen Minuten sind die drei zu einem wollüstigen Bündel verflochten. Gideon leckt von hinten über den Hals des Fremden und drängt sich in unmissverständlichem Ansinnen an ihn, während Freddie ihn von vorne bearbeitet.

Ich stehe wie gelähmt da, sodass neben mir ein Stilleben wie ein Sinnbild der Agilität wirken dürfte. Währenddessen quetsche ich Leas Hand zu Brei, was sie stoisch erträgt. Sie streichelt sogar

mit ihrem Daumen über meinen Handrücken, so bedauernswert erscheine ich ihr gerade. Ich kann meinen Blick einfach nicht abwenden, wie das eben angeblich ist, wenn man etwas Schreckliches sieht. Es stimmt.

Kurz bevor jemand die Sittenpolizei rufen muss, lösen sich die drei voneinander, wechseln ein paar Worte – und verschwinden. Irgendwohin, wo sie das Begonnene fortführen können, keine Frage.

Mir ist schlecht. Einfach nur schlecht. Moralische Entrüstung ist es nicht, so naiv bin ich auch wieder nicht. Wenn das irgendwelche Kerle gewesen wären, dann hätte ich das Spektakel interessiert oder gar *deutlich* interessiert verfolgt.

Es war aber Gideon. Der wunderschöne Gideon ist ein... Freigeist. Oder einfach eine Megaschlampe. Ach Mist, damit tue ich ihm Unrecht. Die Bezeichnung als *Schlampe* ist das Totschlagargument, wenn man die Sexualität anderer Menschen herabsetzen oder zwangsreglementieren will, das hat meine radikalemanzipierte Mutter mir schon beizeiten mitgeteilt. Wir leben im 21. Jahrhundert, er kann machen, was er will.

Und mit wem.

Vorzugsweise mit mir.

Ausschließlich.

Und für immer.

Ein Satz mit X, das war wohl nix.

## Kapitel 5

### *Hase und Igel*

Von dem Schock muss ich mich erst mal erholen. Gut, dass es die Lesben gibt. Lea hat meinen kleinen Zusammenbruch ja mitbekommen und das postwendend Katrin gepetzt. Als die anderen Jungs beschließen, nach Hause gehen zu wollen, nachdem sie nichts anderes getan haben, als konsequent schmollend in der Ecke rumzustehen, werde ich von den beiden diskret in eine etwas abseits gelegene Kneipe entführt. Versiffte Uraltsofas sorgen für Gemütlichkeit, das Bier ist billig und herb und man kann sich miteinander unterhalten, ohne sich anbrüllen zu müssen.

»Okay, was ist los?«, quetscht mich Katrin aus, kaum, dass wir sitzen.

Ich schildere ihnen in Grundzügen mein Dilemma, auch wenn es mir schwerfällt, denn ich weiß ehrlich gesagt auch nicht ganz, was ich davon halten soll. Fazit ist wohl, dass ich mich mit meiner Landmaus-Naivität in jemanden verguckt habe, der unerreichbar ziemlich fernab meines Erfahrungshorizonts residiert. Die beiden lauschen höchst interessiert meinen Ausführungen.

»Mmm, ja«, sagt Lea, als ich geendet habe. »Gideon ist schon so ein Fall für sich. Deine Begeisterung für ihn überschreitet verständlicherweise meine Vorstellungskräfte. Ich kenne ihn aus den Veranstaltungen in Musik und auch von der Piste. So betrachtet ist er echt okay. Kein Ekelpaket vor dem Herrn. Er ist eben nur exakt das, worüber Falk und Felix sich so gerne aufregen. Er lässt die Sau raus, zusammen mit Freddie. Was das mit denen ist, Fickfreunde, offene Beziehung, keine Ahnung. Wer ein Abenteuer sucht, ist bei ihnen schon an der richtigen Adresse. Nur mehr sollte es besser nicht sein.«

»Schon kapiert«, seufze ich niedergeschlagen. »Scheiße.«

»Ach, Quatsch! Du magst ihn heiß finden, aber auch andere Mütter haben bekanntlich scharfe, schwule Söhne. Wenn du was Ernsteres suchst, findest du garantiert wen, der dir gefällt und der nicht nonstop durch die Betten turnt. So was willst du doch, oder?«, erkundigt sich Katrin und streckt sich wohligh auf dem speckigen Polster aus.

»Ich weiß nicht ganz«, muss ich gestehen. »Ich renne nicht rum und suche krampfhaft nach jemandem. Obwohl... immer allein ist schon blöd. Ich will nur... ganz normal, versteht ihr?«

Sie nicken einmütig.

»Gideon ist bloß so... so...«, beginne ich wieder zu schwärmen.

»Hey, ist doch völlig okay, wenn du ihn heiß findest«, beruhigt mich Lea.

»Nur für *normal* ist er nicht der richtige Kandidat?«, suche ich geschlagen nach Bestätigung – und bekomme sie auch prompt.

»Eher nicht. Ich will dir hier echt nicht alles miesreden, aber dieses Gideon-Freddie-Spektakel läuft bereits seit einer Weile so. Seitdem Gideon hier aufgetaucht ist. Freddie hat vorher solo gewildert, jetzt gibt es sie meist nur im Doppelpack. Wie siamesische Zwillinge, die an der Libido zusammengewachsen sind. Ich würde da keine gesteigerten Hoffnungen hegen«, nagelt sie mich weiter erbarmungslos auf dem kalten Teppich der Realität fest.

Sie hat absolut recht und es tut gut, es noch mal von einem neutralen Standpunkt aus zu hören. Mein Herz macht leider immer noch einen auf Dörrpflaume, auch wenn es wieder zaghaft schlägt. Brav so. Es war eine Erfahrung, aus so etwas soll man doch angeblich lernen. Genau.

*Oh Gideon... mein Gideon...*

Schnauze auf den billigen Plätzen. Ich bin Bruno Berger, zukünftiger Lehrer, zukünftiger Allesmögliche. Und keine Heulsuse. Wenn ich nur ganz fest dran glaube, wird das schon.

Diesem Entschluss folge ich dann auch eisern. Als ich am nächsten Morgen ausgeschlafen habe, klemme ich mir meine Malsachen unter den Arm und setze mich in einen nahegelegenen Park.

Versunken aquarelliere ich die Seerosen auf einem Tümpel, bis ich zufrieden damit bin. Am Abend melde ich mich bei Oma zum Rapport, der ich die etwas geschönte Version meiner Erlebnisse wiedergebe, indem ich Gideon gar nicht erst erwähne.

Sie ist stolz auf mich, freut sich, dass ich Anschluss gesucht und gefunden habe, und mahnt mich bei Erwähnung der Disco zu *Seifer Seks*. So spricht sie das eben aus, da kann ich doch nichts für! Allerdings liegt das Verhältnis der Belehrungen darüber und meinem tatsächlichen Erfahrungsschatz bei tausend zu null. Oma hat wirklich ihr Bestes gegeben, mich standesgemäß aufzuklären.

Das gehört mit zu meinen gruseligsten Erinnerungen. Wer sitzt schon gern mit fünfzehn auf dem geblühten Sofa im Wohnzimmer eines alten Bauernhauses, während seine Großmutter ihm aus einem staubtrockenen Aufklärungsbüchlein für Homosexuelle von *pro familia* vorliest und das Ganze auch noch oberlehrerhaft kommentiert? Skurril wäre die Untertreibung des Jahrhunderts. Ich will Oma in diesem Leben nie wieder in tiefstem norddeutsch gedehnten Schnack Worte wie *Oralverkehr*, *Rektum* oder *Penetration* aussprechen hören. Lieber pflücke ich alle Äpfel der nächsten Ernte alleine per Hand.

Nach meiner Großmutter ist meine Mutter an der Reihe, artig über den Stand der Dinge informiert zu werden. Sie weilt gerade mit ihrem aktuellen Freund, einem italienischen Diplomaten, in einem Wellness-Hotel in Dresden und ist recht kurz angebunden, da ihre Moorpackung gleich beginnt. Dennoch wäre sie stinksauer, wenn ich nicht regelmäßig von mir hören ließe.

Mehr als ein paar Infos zum Studium werde ich jedoch nicht los, bevor sie mich abwürgt. Zuvor hat sie noch in Aussicht gestellt, mich bald besuchen zu wollen, damit wir in Ruhe reden und schick essen gehen können. Sie legt viel Wert darauf, dass wir übereinander im Bilde sind.

Sie ist ungefähr so herzlich wie der Eisberg, der die Titanic aufgeschlitzt hat, auch wenn sie mich auf ihre verdrehte Art und Weise schon liebt. Man ahnt, ich war nicht gerade ein Wunschkind.

Alles, was meine Eltern verbindet, ist eine kurze Studentenaffäre. Sie hatten sich schon voneinander getrennt, als meine Mutter gemerkt hat, dass sie schwanger war.

Mein Vater ist menschlich das komplette Gegenteil meiner Mutter, nur eines hatten und haben sie miteinander gemein: Als Eltern, deren Aufgabe es ist, ein Kind großzuziehen, sind sie gleichermaßen untauglich. Sie waren so weise, das einzusehen. So bin ich schlussendlich bei Oma, der Mutter meines Vaters, gelandet. Trotzdem hasse ich meine Eltern nicht. Es ist nur manchmal... schwierig.

Die folgende Woche bringt die ersten richtigen Veranstaltungen jenseits der Einführungskurse und ich stürze mich voller Elan hinein. Es gibt unendlich viel zu tun, zu lernen. Jedes Mal, wenn ich denke, ein wenig Durchblick zu haben, kommt etwas Neues aus dem Versteck gehopst.

Am Montag trete ich brav zur Sitzung der Schwulen-Lesben-Gruppe an und werde als Kunststudent dazu verdonnert, die Flyer aufzumotzen. Es ist mir wirklich ein Vergnügen, denn die alten waren echt lausig und machten überhaupt nichts her. Mit Lea und Katrin treffe ich mich am Mittwoch zum Kaffeetrinken in einer Studentenkneipe und es ist einfach nur nett.

Am Donnerstag halte ich es einfach nicht mehr aus und gehe schwimmen. Ich brauche die Bewegung, sie gehört zu meinem Leben dazu. Auch wenn mir mein Unterbewusstsein gerne den ein oder anderen Streich spielt, besonders gern, wenn ich träume, bleibe ich auf dem Boden der Tatsachen und suche mir ein anderes Schwimmbad raus. Es liegt zwar ein wenig weiter weg als das, in dem ich Gideon getroffen habe, aber nur minimal.

So gehe ich beruhigt an die Sache heran und bin mächtig stolz auf mich, so vernünftig zu sein, auch wenn es zum Heulen ist. Ausgen zu und durch. Bewegung zum Auspowern und den Kopf frei bekommen, die brauche ich jetzt.

Doch irgendwer da oben hat anscheinend etwas gegen mich. Denn wer sitzt am Beckenrand, als ich voll guter Vorsätze in die Halle mit dem großen Becken spaziert komme? Genau.

Ich habe keine Chance, den geordneten Rückzug anzutreten, denn er hat mich sofort entdeckt und winkt mir zu. Verdammter Mist. Dieses Mal erschlägt mich sein Aussehen nicht ganz so unvorbereitet wie bei unserer ersten Begegnung, sodass ich nicht gleich einen weiteren Nervenzusammenbruch bekomme. Dennoch flattert das Herz in meinem Brustkorb wie ein halbtoter Käfer. Das Ding ist echt erfindungsreich in seinen Mutationen, leider sind sie alle so kränklich.

Resigniert schlurfe ich zu ihm hinüber. Da siegt Höflichkeit über Vernunft und mangelnde praktikable Idee, wie ich mich unverfänglich in Luft auflösen könnte. Ich wünsche mir, statt in meiner schnöden Badehose in einem Astronauten-Anzug zu stecken. So komme ich mir schrecklich nackt und schutzlos vor.

»Hi«, grüßt er mich freudig, als seien wir verabredet gewesen. Waren wir ja auch so halbwegs – bloß nicht hier.

»Hi«, erwidere ich dümmlich und bleibe ratlos neben ihm stehen.

»Zweihundert Meter?«, schlägt er ohne großes Vorgeplänkel vor. »Freistil?« Er erhebt sich und setzt sich seine Schwimmbrille auf.

»Okay«, stimme ich überrumpelt zu, dann zählt er schon runter und ab geht die Post.

Er ist gut. Aber ich bin es auch. Und ich muss ihn schlagen, koste es, was es wolle. So bin ich das letzte Mal bei einem meiner Wettbewerbe geschwommen. Scheißegal, ob ich hinterher meine Lunge auskotze, zumindest hier will ich nicht das Hörnchen sein. So schlimm kommt es dann doch nicht, auch wenn mir morgen alles wehtun wird. Ich schaffe es. Ihn! Perfekt.

Als er neben mir auftaucht, pfeift auch er aus dem letzten Loch. »Wow«, presst er schließlich hervor. »Das war heftig.«

»Ja«, gebe ich ihm japsend recht.

»Du bist echt... ein Kämpfer?«, fragt er mich und streift sich dabei die Brille wieder ab.

*Oh Mann, diese Augen...* Böser Bruno, aus!

»Ich verliere... nicht gern...«, gebe ich noch immer außer Atem zu. Wer tut das schon? Nur bei diesem Maya-Ballspiel war es besser zu verlieren, denn die Gewinner wurden geopfert. Kein Wunder, dass dieser Sport ausgestorben ist.

»Da haben wir etwas gemeinsam«, erwidert er. »Du schuldest mir eine Revanche.«

»Okay. Aber... nicht... jetzt...« Sonst war's das doch mit meiner Lunge.

»Oh Gott, nein. Aber ich find's klasse, dass du gekommen bist«, bedankt er sich anschließend überschwänglich.

Habe ich irgendwas verpasst? Leide ich an Gedächtnisschwund? Ich habe mich doch vor ihm versteckt. Oder habe es zumindest versucht.

»Gern«, vertusche ich die möglichen Anzeichen von beginnender Wirrnis und Verkalkung.

»Alles klar«, meint er und stemmt sich kraftvoll aus dem Becken. »Hast du Sonntagnachmittag schon was vor?«, fragt er mich, während ich versuche, woanders hinzustarren, bloß nicht auf seinen nassen, fast nackten Leib.

»Nö?«, murle ich und stelle fest, dass das Schwimmbad mal eine neue Deckenverkleidung vertragen könnte.

»Klasse! Bis Sonntag dann. Sechzehn Uhr«, verkündet er.

Und dann ist er weg.

Mein Kopf fühlt sich an wie ein ausgeblasenes Osterei. Was zur Hölle war das denn eben? Die Hölle bequemt sich nicht zu antworten.

Vielleicht liegt es ja gar nicht an mir? Vielleicht hat er ja Probleme mit Orten und Zeiten? Soll ja vorkommen? Wenn ja, dann ist er dabei sehr konsequent. Denn am Sonntag reitet mich der Teufel und ich gehe wirklich hin – allerdings in Schwimmbad Nummer eins. Und wer wartet da schon auf mich...?

Das verwirrt mich so sehr, dass ich die Gegenrunde knapp verliere. Prompt wird mir eine weitere Revanche angeboten. Dienstagabend, halb acht. Auf geht's in Schwimmbad Nummer zwei! Und wer begrüßt mich dort freudig, als sei dies unser verabreiteter Treffpunkt gewesen...?

Das ist ja echt wie bei Hase und Igel. Mit mir in der unrühmlichen Rolle des Langohrs. Vielleicht hat Gideon einen identischen Zwilling Bruder und die beiden verarschen mich gerade tierisch? Doch welchen Grund sollten sie dazu haben – außer schiere Gemeinheit?

Ich mache das Spielchen noch eine Runde weiter mit, dann kann ich nicht mehr an mich halten.

Wie immer wartet er auf dem Rand sitzend auf mich und lächelt mir entgegen, als würden wir schon seit Jahren miteinander trainieren.

»Jetzt reicht's«, eröffne ich ihm unter Aufbringung all meines Willens und meiner Konzentration. Inzwischen bin ich immerhin etwas gegen die schlimmsten Effekte seiner Präsenz abgehärtet, was keinesfalls bedeutet, dass er seinen Zauber verloren hätte. Leider. Ich bringe es mittlerweile lediglich fertig, in vollständigen Sätzen mit ihm zu sprechen, wenn sie nicht zu lang und kompliziert sind. »Was läuft hier?«

Er zieht seine rechte Augenbraue verdutzt nach oben. »Was meinst du?«, fragt er mich doch allen Ernstes.

»Das mit den Schwimmbädern«, weise ich ihn arg plump hin.

Er zuckt mit den Schultern. »Was ist damit?«

Ich beiße die Zähne zusammen und lasse mich neben ihm nieder. Da sitzen wir nun, er, dieser Augenschmaus in seiner topschicken Badehose, ich, dieser... Bruno eben, mit meinem Abzeichen auf dem Schlüpfers.

»Na, was soll das?«, bohre ich todesmutig nach.

Er sieht mich nicht an, sondern studiert seine Zehen. Ich folge seinem Blick. Besonders die kleinen sind einfach zuckersüß an so einem großen, athletischen Mann. Wie es wohl wäre, sie ihm abzulecken? Ob er kitzelig ist? Oh weh, falsche Richtung.

»Hab ich dir doch gesagt. Ich suche einen Trainingspartner. Läuft doch gut, oder?«, befindet er ungerührt.

»Deswegen verfolgst du mich?« Takt und Raffinesse sind wahrlich nicht meine zweiten Vornamen.

Jetzt hebt er träge den Kopf und lächelt mich schief an. »Ich dich? Du bist doch immer dort aufgetaucht, wo ich war, nicht andersherum.«

Stimmt. Und ist trotzdem völlig falsch.

»Hey«, meint er versöhnlich und klopft mir dabei sanft auf die Schulter, sodass es sich anfühlt, als würden prickelnde Elektroschocks durch meinen Körper rasen. Nicht mal wirklich unangenehm. »Wir müssen das nicht tun, wenn du keinen Bock hast.«

Ein sehr guter Punkt. Worauf konkret habe ich denn keinen Bock? Vor allen Dingen habe ich keinen Bock darauf, hier die feige Memme zu geben, die den Schwanz einzieht, weil die Welt nicht aus rosarotem Brausepulver besteht – oder zu viel davon, nur unerreichtbar in einer abgeschlossenen Glasvitrine.

»Nein, ist schon gut«, wiegele ich also im Kampf um meine Selbstachtung ab. Ich bin kein notorischer Feigling. Zumindest will ich es nicht sein, besonders nicht vor ihm. Das mit dem idiotischen Verhalten bekomme ich beizeiten auch noch in den Griff.

Es ist nur schwimmen. Mehr nicht. Ich weiß ja jetzt, was er so treibt, wenn er nicht gerade Sport macht. Da bleibt kein Platz für falsche Hoffnungen. Aber gucken darf man doch...? Lässt sich auch nicht vermeiden, schon aus rein praktischen Gründen. Ich darf mich bloß nicht in irgendetwas Romantisches verrennen. Lea hat gesagt, dass er eigentlich ganz okay ist, und sie ist eine Frau mit Durchblick. Womit hätte er es also verdient, von mir gemieden zu werden, als hätte er die Pocken?

Ich bin zwanzig, da kann ich schon von mir erwarten, dass ich ein halbwegs erwachsenes Verhalten an den Tag lege. Ich kann alleine die Wäsche in den Waschsalon schleppen, das Klo putzen, bevor selbst die Fliegen auswandern, und mich so weit verpflegen, dass ich weder verhungere noch irgendwelche Krankheiten ausbrüte. Da werde ich es auch schaffen, zivilisiert mit jemandem, den ich begehre, einer völlig harmlosen Freizeitbeschäftigung nachzugehen. Ich schaffe das!

»Echt?«, hakt er nach und lächelt mich in Grund und Boden. Kurz weiß ich gar nicht, worauf er sich bezieht. Dann geht mir auf, dass er Gott sei Dank keine Gedanken lesen kann.

»Ja. Zusammen ist es auch besser, nicht wahr? Und du hast recht, wir sind in etwa auf einem Level. Mit ein bisschen Übung holst du vielleicht sogar noch auf«, ärgere ich ihn, jäh vom Teufel in den Nacken gebissen.

Jetzt lacht er wirklich und spritzt mich mit dem Fuß nass. »Frechheit«, beschwert er sich.

»Immer gern«, erwidere ich und muss auch irgendwie grinsen, während ich mich schüttele. Sieh an, einfach ein bisschen an dem Sockel rütteln, auf den ich ihn gehoben habe, und die Angelegenheit wird gleich viel leichter. Der existiert sowieso nur in meinem Kopf.

»Na warte«, grollt Gideon vergnügt. »Oder übst du gerade nur für deine Karriere als Kinderquäler?«

»Nein, denn dann würde ich nicht reden, sondern dich mit Wollknäuel beschmeißen oder zur Tierpantomime auffordern«, stelle ich die Sache klar.

»Oh Gott. Dingelkamp, was?«, stöhnt er verstehend auf.

»Den kennst du?«, frage ich verblüfft.

»Ja. Der war einer der Gründe, warum ich ganz schnell vom Lehramt auf den Diplomstudiengang umgesattelt habe. Den Scheiß musste ich auch machen. Das war zu hart für mich«, gesteht er.

In mir steigt ein böses Grinsen auf. »Kein Wunder, dass du beim Schwimmen verlierst. Du bist einfach nicht hart genug.«

Er mustert mich ganz seltsam. Seine exotischen, mehrfarbigen Augen glänzen unter seinen langen Wimpern herausfordernd. Hat er vielleicht eine Bindehautentzündung?

»Hast du eine Ahnung, wie *hart* ich sein kann«, raunt er gespielt. Darin schwingt etwas verhohlen Drohendes mit.

Oh oh, ganz falsche Assoziationen meinerseits. Ich habe ihn anscheinend bei der Ehre erwischt.

»Sorry«, rudere ich hastig zurück und bete derweil zu allen mir mehr oder weniger bekannten Göttern, dass er nicht merkt, wie ich mich krebsrot verfärbe. »War nicht böse gemeint.«

»Ist auch nicht so angekommen«, beruhigt er mich wieder in normalem Tonfall und knufft mich noch mal an. »Runde Schmetterling?«

»Okay«, stimme ich ihm erleichtert zu.

Und so entsteht eine seltsame Routine. Dienstag, Donnerstag, Sonntag – Schwimmen mit Gideon. Strenge Disziplin ist erforderlich, mir ihn in stillen Momenten nicht derart plastisch vorzustellen, dass es ausarten könnte.

Ein Exorzist könnte vielleicht hilfreich sein? Nein, ich bin ja nicht besessen, klaue seine Unterwäsche und verfasse Blogs über ihn, garniert mit heimlich aufgenommenen Fotos. Ich finde ihn nur so schweinesexy und anbetungswürdig wunderschön. Da hilft kein Leugnen.

Klar unterhalten wir uns hier und da, doch meist tun wir einfach das, weswegen wir uns auch treffen. Schwimmen. Einfach nur schwimmen. Merkwürdigerweise tut es wirklich gut, der Wettstreit wie das Gefühl, ruhig nebeneinander durch das Wasser zu gleiten. So schlauchend es am Anfang gewesen ist, so erbaulich wird es, als es langsam zur Gewohnheit wird.

Es ist allerdings schon anders als meine einsamen Trainingsstunden. Zum einen, da Zweisamkeit eben keine Einsamkeit ist, auch wenn man nicht ständig quatscht. Zum anderen, weil ich ihn schlicht und ergreifend so gerne ansehe. So etwas Betörendes, Lebendiges, Elegantes bestaunen zu dürfen, ist doch auch ein Privileg. Man muss ein Kunstwerk nicht besitzen, um es schätzen wissen zu können. Zumindest gilt das für den Hauptteil der Menschheit, die sich den millionenteuren Krempel niemals leisten können und daher besser an diese Weisheit glaubt. Ganz so wie ich.

## Kapitel 6

### *Der Sohn des Indianers*

Wider Erwarten gestalten sich die Treffen mit Gideon, dank unserer stillen Übereinkunft, eine angemessene Distanz zueinander zu halten – sowohl körperlich als auch persönlich –, sehr angenehm. Währenddessen schreitet das Semester voran und alles wird irgendwie alltäglich. Es ist ein guter Alltag, kein öder, in dem ich hart arbeite und mich nach und nach ernsthaft mit Lea und Katrin anfreunde.

Mit dem Rest der Schwulen-Lesben-Gruppe oder meinen Kommilitonen halte ich losen Kontakt. Außerhalb der Veranstaltungen gehen wir ins Kino und ins Museum oder mal auf ein Bier in eine Kneipe, solche Sachen eben. An einem Wochenende besuche ich Oma zu Hause und lasse mich wie ein kleiner Prinz verwöhnen, bis ich kurz vorm Platzen stehe. Wahrscheinlich war das geplant, denn da ich nicht weglaufen kann, quetscht sie mich ordentlich über mein Leben in Hamburg aus.

Und dann kommt der Tag, an dem ich aus heiterem Himmel aufs Maul falle. *Stürze* trifft es nur unzureichend, *scheitern* ist völlig falsch gedacht. Ich falle wirklich aufs Maul. Ich trete gerade aus der Dusche in Schwimmbad Nummer eins, Gideon wartet schon auf mich, da kommt mit der Geschwindigkeit eines Kugelblitzes eines der Kleinkinder aus der Mutter-Kind-Schwimmgruppe aus dem Nichts angeschossen, wirft sich voll böser Absicht in meinen Weg und beißt mich ins Bein.

Nein, stimmt nicht, ich gucke einfach nicht, wo ich hingehge und trete beinahe mit voller Wucht auf den putzigen Windelschleißer. In letzter Sekunde merke ich, dank mütterlichen Gekreisches, was los ist, weiche gerade noch rechtzeitig aus und komme ungünstig mit der Ferse in einer Pfütze auf, wodurch ich ausrutsche.

Die Welt stellt sich auf den Kopf, es rumst fürchterlich und ich sehe kurz nur noch Sternchen. Ich höre Schreie aus diversen Kehlen, mein Gesicht ist plötzlich ganz nass, obwohl ich nicht ins Becken gefallen bin. Besser wär's gewesen, das ist an dieser Stelle tief und mir wäre nichts passiert. So bin ich, immer der Nase nach, auf dem Beckenrand aufgeschlagen.

»Oh Scheiße, Bruno!«, vernehme ich gedämpft Gideons erschrockene Stimme, während mich jemand auf den Rücken dreht. Der Bademeister taucht über mir auf. Jemand drückt mir Mullbinden aufs Gesicht, vermutlich damit ich nicht alles vollblute.

Ich versuche, ihnen zu versichern, dass es mir supertoll geht, stamme jedoch nur undeutlich vor mich hin, während Übelkeit in mir aufsteigt. So bin ich nicht besonders glaubwürdig und finde mich kurzerhand in einem Krankenwagen wieder. Gideon hockt, noch immer nur leicht bekleidet, neben mir und ein Arzt fuhrwerk an mir herum.

»Soll ich jemanden anrufen?«, fragt mich Gideon, während der Mediziner mich provisorisch zusammenflickt.

»Sterbe ich?«, erkundige ich mich beim Arzt.

»Himmel, nein!«, erwidert der entschlossen.

»Dann nicht«, ordne ich an. Kein Grund, Oma in Panik zu versetzen.

»Bleiben Sie dann bei Ihrem Freund?«, fragt der Notarzt Gideon.

»Sicher!«, stimmt dieser sofort zu.

Wir sind Freunde? Das sind ja mal Neuigkeiten! Vielleicht verstehe ich auch alles falsch und meine Fantasie spielt mir wieder gemeine Streiche, denn ich habe ganz schön was abgekriegt. Der Notarzt vermutet eine Gehirnerschütterung und die Ecke meines rechten Schneidezahns hat mich verlassen. Immerhin ist meine Nase nicht gebrochen, auch wenn sie blutet, als wäre sie es. Über eine dicke Lippe, ein blaues Auge und ein paar weitere Prellungen darf ich mich auch noch freuen. Yippie. Jedoch werde ich so schnell nicht das Zeitliche segnen. Der Krankenwagen hat nicht mal seine Sirene an. Schade, denn das wäre schon irgendwie cool gewesen.

»Hey, Mann«, sagt Gideon zu meinen zermatschten Resten und greift einfach so nach meiner Hand, um sie beruhigend zu drücken. Wie... nett. Zu mehr einfallsreichen Adjektiven kann ich mich gerade echt nicht durchringen.

Er bleibt wirklich bei mir. Man karrt mich in verschiedene Untersuchungszimmer, dank meiner Mutter bin ich so was von Chefarzt-privatversichert, dass es da vermutlich ordentlich was zu holen gibt. Ich werde geröntgt und abgetastet, man leuchtet mir in die Augen, bepselt, piekt mich, klebt mich so gut es geht mit Tape zusammen und wickelt mich ein, dass es eine wahre Wonne ist. Das Ende vom Lied: nur oberflächliche Blessuren und der Schock. Keine Gehirnerschütterung. Kommen Sie morgen zur Kontrolle wieder. Gute Nacht.

Gideon stützt mich am Arm, als sei ich ein gehbehinderter Neunzigjähriger, als wir um kurz vor zwölf Uhr die Notaufnahme wieder verlassen. Laufen kann ich, nur sehen nicht so gut, weil mein rechtes Auge halb zugeschwollen ist und überall auf mir Pflaster kleben.

»Ich bringe dich nach Hause«, verkündet er und drängt mich zum Taxistand. Ich habe nicht vor, ihm zu widersprechen, denn mich bekommen heute keine zehn Pferde in ein öffentliches Verkehrsmittel.

Er hat sich unsere Schwimmflaschen über die Schulter geworfen, auch wenn ich nicht sagen kann, wie und wann er die zu fassen bekommen hat. So hatte ich glücklicherweise gleich etwas Anziehen außer meiner Badehose dabei. Ich befürchte, das ärztliche Personal wäre ansonsten trotz des Schwimmerabzeichens nicht beeindruckt gewesen.

Mir ist nicht nach affigem Protest gegen Gideons Zuwendung. Ich bin nur froh, dass er da ist und mir hilft. Er bugsiert mich auf die Rückbank des ersten Taxis in der Reihe und rutscht dann neben mich. Ich nenne die Adresse und ab geht es durch die Nacht. In den Händen halte ich den Zettel mit der Krankschreibung für die nächsten paar Tage.

Ohne kann es einem passieren, dass einem der Seminarschein aberkannt wird, weil man unentschuldigt gefehlt hat. Wenn ich da an die Studiengeschichten meines Vaters denke – die Zeiten haben sich seitdem arg geändert.

Zuhause nimmt mir Gideon den Haustürschlüssel aus den Fingern und geleitet mich stumm nach oben. Ich streife mir ungelenkt die Schuhe von den Füßen, dann kann ich endlich auf dem Sofa zusammenbrechen. Was für ein Tag!

»Hast du Hunger?«, fragt mich Gideon unvermittelt. Er hat die Wohnungstür hinter uns geschlossen und sieht sich neugierig um. Falls er sich irgendwelche düsteren Geheimnisse erhofft haben sollte, dürfte er schwer enttäuscht sein. Mein Magen nimmt mir die Antwort ab und beginnt zu knurren wie ein Rudel Berglöwen.

»Aber mein S'neides'ahn is' hinüber«, erinnere ich ihn lispelnd. Ich klinge wie ein Absolvent der Häschenschule.

»Dann gibt es eben kein Steak«, erwidert er trocken und macht sich daran, in meinem Küchenschrank zu wühlen. »Hier ist eine Dose Kartoffelsuppe, die dürfte doch matschig genug sein«, unterbreitet er mir seinen Menü-Vorschlag.

»Mmm«, stimme ich ihm schwächlich zu.

Im Moment macht es mich gar nicht wuschig, dass er sich in meinen vier Wänden befindet, so nah an dem Ort, an dem ich die ein oder andere sehr unkeusche Fantasie von ihm gehabt habe. Was er nicht weiß, macht ihn nicht heiß. Außer ihm und bald auch der Kartoffelsuppe ist hier rein gar nichts heiß, denn ich bin nicht nur erledigt, sondern sehe aus wie eine Gesichtsmumie – mit halbem Schneidezahn. Das klärt die Fronten ziemlich. Er ist nur nett, sehr nett zu mir.

»Mach dir nichts draus«, rät er mir, während er die Büchse öffnet.

»Woraus denn?«, erkundige ich mich. Aktuell ist die Auswahl groß.

»Dem Zahn. Das kriegen die hin, dann bist du wie neu. Sieh mich an!«, fordert er, dreht sich um und entblößt diese Perlenschnur von Zähnen, die ich nicht satt werde anzusehen.

»Das is' nicht echt?«, wundere ich mich.

»Nee. Fast gar nichts davon.«

»Wie is' das denn passiert?«, erkundige ich mich fasziniert. Sieht echt gut aus, den Zahnarzt will ich auch.

Er wendet sich wieder dem Herd zu und beginnt, den Inhalt der Dose in einen Topf zu kippen. »Mein Erzeuger hat mir eine gelangt und ich bin dadurch ziemlich ungünstig auf eine Kante gefallen, so ähnlich wie du vorhin.«

Das verschlägt mir jetzt komplett die Sprache. Mein Vater ist, gelinde gesagt, exzentrisch, aber er hat niemals die Hand gegen mich erhoben. Oder auch nur so ausgesehen, als würde ihm das in tausend Jahren einfallen. Schon der Gedanke daran ist völlig absurd.

»Aber... warum?«, stammele ich entsetzt.

»Weil er ein beschissenes Arschloch ist. Und ich ihm das gesagt habe«, erwidert Gideon unbewegt, als würde er mir von einem lange zurückliegenden Besuch einer Geisterbahn berichten.

Okay, was nun? Seine ganze Körperhaltung verrät, dass er bloß kein in Plattitüden verpacktes Mitleid will. Er steht wie erstarrt da. Ich kann trotz meiner eingeschränkten Sicht erkennen, wie angespannt er ist.

Stattdessen sage ich: »Dann hattest' du recht. Dass er ein Ars'loch is'.« Ich kenne seinen Vater zwar nicht, aber bei so was? Arschloch ist da noch geschmeichelt. Der Gedanke daran, dass man Gideon so wehgetan hat, macht mich plötzlich unsagbar wütend.

Er nickt still, ohne mich anzusehen. Wir schweigen, während die Suppe beginnt, ihren Duft im Raum zu verbreiten.

Schließlich räuspert er sich und dreht sich wieder zu mir um. »Was ist mit deinem Vater?«, will er wissen. Die Frage hört sich harmlos an, dennoch fällt sie aus dem bisherigen Rahmen, weil sie so persönlich ist. Bisher haben wir nie über Dinge jenseits des Schwimmtrainings oder des Studiums geredet.

Trotz des Zustandes meines Mundes muss ich lächeln, was ganz schön wehtut. Ich deute auf das Gemälde an der Wand neben mir.

»Mein Vater«, eröffne ich ihm doch irgendwie stolz, »is' ein Indianer! Auch wenn diese Bezeichnung politis' ni'st korrekt ist.«

Jetzt ist er dran mit Sprachlossein.

»Das mag jetzt blöd klingen«, erwidert Gideon schließlich, während sein Blick zwischen mir und dem Bild hin und her huscht, »aber du siehst gar nicht aus wie jemand mit solchen Wurzeln.«

An mir gibt es absolut nichts Außergewöhnliches, heißt das im Klartext. So ist das eben als blonde Semmel in Norddeutschland.

»Mein Vater is' das ni'st von Geburt an, sondern aus Berufung. Er studiert Ethnologie – seit s'wans'ig Jahren. Ins'wischen hat ihn der Amazonas-Stamm, über den er promoviert, eingemeindet«, erkläre ich ihm.

»Das ist«, er sucht nach dem passenden Wort, »interessant?« Sehr freundlich formuliert.

»Bestimmt«, pflichte ich ihm müde bei. Langweilig ist mein Vater nicht, das kann man echt nicht behaupten.

Gideon widmet sich erneut dem Essen, klappert ein wenig herum, dann kommt er mit zwei gefüllten Tellern zu mir herüber. Er reicht mir meinen sowie einen Löffel und setzt sich neben mich. Inzwischen bin ich so hungrig, dass ich Besteck und Geschirr mitverspeisen könnte.

Während sich mein Bauch füllt, werde ich immer müder. Ich bemerke nur noch am Rande, wie Gideon mir den Teller wieder abnimmt.

Ich schiebe es auf meinen angeschlagenen Zustand, dass ich in dieser Nacht sehr seltsame Dinge träume. Gideon ist mal wieder der Hauptdarsteller, doch sie sind anderer Natur als jene, die seine körperlich ungemein anziehende Präsenz zum Inhalt haben. Ich träume, dass er neben mir sitzen bleibt, während ich schlafe, und über mein Haar streichelt, ganz vorsichtig auch die nicht lädierten Partien meines Gesichtes mit den Fingerspitzen berührt. Dann fasst er nach meiner Hand, hebt sie vor sein Gesicht und studiert sie eingehend, bevor er mir einen kaum spürbaren Kuss auf das Handgelenk gibt. Er seufzt tief und schwer, rückt von mir ab und steht auf. Aus dem Bettkasten holt er meine Decke und hüllt mich darin ein. Es wird warm und ich sinke tiefer.

Als ich am nächsten Morgen alleine zu mir komme, glaube ich beinahe, dass ich mir den gesamten gestrigen Abend nur eingebildet habe. Aber er war hier, die beiden Teller und die Löffel sowie der Topf stehen abgewaschen neben der Spüle. Und auf mir liegt meine Decke, die ich mich nicht entsinnen kann, herausgeholt zu haben. Doch die Berührungen und seine Nähe? Nein. Nur ein Traum. Es war einfach nur ein sehr, sehr seltsamer Traum.

Als ich mich mit steifen Gliedern aufsetze, sehe ich, dass ein Zettel vor mir auf dem Tisch liegt. Ich beuge mich vor und hebe ihn hoch.

*Hallo Bruno!, steht da. Ich musste los. Hoffe, es geht dir gut. Melde dich einfach, wenn du etwas brauchst oder wieder zum Training willst. Bis dann! G.*

Darunter hat er mir seine Handynummer notiert, die ich bisher gar nicht hatte. Unsere Treffen haben so niemals den Anstrich der Zwanglosigkeit verloren. Ich kenne ja nicht mal seinen Nachnamen.

## Kapitel 7

### *Superblond und superblöd*

Trotz meines angeschlagenen Zustandes bin ich fest entschlossen, zur Uni zu gehen. Alltag hört sich einfach gut an, könnte ich jetzt wirklich gebrauchen. Ein Blick in den Spiegel verrät mir jedoch, dass ich das der Menschheit besser nicht zumute, es sei denn, ich will von Brendan Frazer gejagt werden. Mein Gesicht ist mit Verbandsmaterial übersät und unter den dünnen Pflastern schillert die Haut farbenfroh durch. Mein angeknackstes Lächeln macht es auch nicht besser.

Ich schicke also Till, meinem rundlichen Kommilitonen aus den Pädagogik-Veranstaltungen, eine SMS, dass er mich bei Dingelkamp entschuldigen soll, und bitte ihn darum, mir seine Aufzeichnungen zu geben. Dann raffe ich mich auf und schleppe mich zur Untersuchung ins Krankenhaus. Auch dieses Mal rufe ich mir ein Taxi. Sicher ist sicher.

Was so was angeht, muss ich mir dank meiner Mutter und meiner Oma keine Sorgen ums Finanzielle machen. Ich werde ihnen die Sache später schonend beibringen. Eigentlich ist es ja auch nicht so wild, hätte vermutlich deutlich schlimmer kommen können, trotzdem tendieren beide dazu, in solchen Fällen leicht überzureagieren. Meine Oma mutiert zur Oberglocke, meine Mutter jagt mich zu allen Spezialisten dieser Welt und beide halten mir Vorträge darüber, wie, wann und warum ich besser auf mich aufpassen sollte. Dafür habe ich jetzt echt keinen Nerv, auch wenn sie es noch so gut mit mir meinen mögen. Stattdessen suche ich mir selbst einen Zahnarzt in der Nähe heraus, der einigermaßen rasch einen Termin für einen Unfallpatienten freischaufeln kann.

Obwohl ich schnell drankomme, dauert es einige Stunden im Krankenhaus, bis man mich, neu desinfiziert und verpackt, wieder in die freie Wildbahn entlässt. Mein Gesicht pocht und juckt. Und dann sitze ich ganz klischeehaft mit einem Becher Eis in meiner Wohnung und sehe mir Stumpfsinn im Fernsehen an.

Meine Gedanken wandern jedoch immer wieder zu diesem psychedelischen Traum, der so gar nichts mit meinem platten Begehren oder gar der Realität zu tun hat. Was geht nur in meinem unzuverlässigen Kopf vor sich? Es mag daran liegen, dass ich erst unsanft draufgefallen bin und Gideon dann so heldenhaft auf mich aufgepasst hat, doch was will mein Unterbewusstsein mir damit sagen?

Eines ist mir sonnenklar: Was immer es ist, es ist deutlich gefährlicher als nur Gideons Körper anzuschmachten. Diese tagträumerische Einbahnstraße führt direkt gegen die nächste Betonwand – oder Schwimmbekkenkante –, wenn ich nicht schleunigst hart in die Bremsen gehe. Nichts wie weg da. Da sind sich Verstand und Instinkt endlich mal einig.

Am Abend halte ich es vor Langeweile und Gedankenkarussell nicht mehr aus und rufe Lea an. Ich schildere ihr die männlich-harte Kurzversion meines Sturzes und bekomme dafür das Versprechen, dass sie morgen für einen Krankenbesuch vorbeikommt. Das ist ein Lichtblick.

Anschließend ist die liebe Verwandtschaft dran – die sich exakt so verhält, wie ich es prophezeit habe. Es kostet mich einiges an Konzentration, Überzeugungskraft und Bockigkeit, sie davon abzuhalten, sich mir von vorne bis hinten aufzudrängen. Ich bin bloß auf die Nase gefallen, mehr nicht. Himmel. Auch wenn es wehtut und mir das Gefühl gibt, der hässlichste, trotteligste Mann auf Erden zu sein. Kein Grund bemuttert zu werden. Oh nein. Ich bin schon groß.

Bevor mir am nächsten Tag die Decke endgültig auf den Kopf fällt, erlösen mich Katrin und Lea mit dem versprochenen Besuch. Sie haben mir sogar einen Marmorkuchen gebacken und mit Zuckerguss und Liebesperlen *Gute Besserung, Bruno!* draufgeschrieben. Ich bin echt gerührt und schlinge ihn gierig in mich hinein.

Die beiden wollen noch einmal jedes Detail von mir hören, während wir auf dem Sofa beieinander sitzen. Ich bemühe mich sehr, weder zu untertreiben, damit niemand auf die Idee kommt, dass ich nicht leide, noch zu übertreiben, damit ich nicht rüberkomme wie ein Weichei. Gar nicht so einfach. Dass sie nicht lachen, werte ich als ein gutes Zeichen. Vielleicht tun sie das auch nur aus Mitleid.

»Das war wirklich nett von Gideon«, lobt Katrin meinen Schwimmkumpanen.

»Ja. Echt«, stimme ich ihr zu, gucke dabei aber anscheinend so komisch aus der Wäsche, dass sie und Lea diesen misstrauischen Gesichtsausdruck bekommen, den sie immer draufhaben, wenn sie etwas hören, das nur Frauen wahrnehmen können. Die kriegen ja angeblich noch ganz andere Frequenzen als Männer mit.

»Bruno...«, lockt Katrin mit verschlagenem Gesichtsausdruck. »War das wirklich alles, was da gestern Abend gelaufen ist?«

Ich hebe die Hand zum Schwur. »Heiliges Pfadfinderehrenwort! Ich schwöre bei meiner Zahnlücke.«

Lea schüttelt stirnrunzelnd den Kopf. »Ich finde diese ganze Geschichte irgendwie seltsam. Ich meine, hallo? Gideon? Der sonst rein gar nichts anbrennen lässt? Macht deinen platonischen Trainingspartner? Dir? Dass bei ihm Vorsicht geboten ist, weißt du ja – aber dass da von seiner Seite so gar nichts kommt?«, rätselt sie begeistert.

Katrin wühlt derweil in ihrer Tasche und fördert eine Flasche des Billigprosecco zutage, den die beiden gerne trinken. Sie überlässt es Lea, ihn zu öffnen, und holt Gläser aus dem Küchenschrank. Ich bekomme nur Wasser, weil ich immer noch Schmerzmittel nehme. Mit dem Blubberzeug kann man mich eh jagen, ich mag lieber Bier. Ungefähr zehntausend Mal lieber.

»Er hat halt Augen im Kopf?«, schlage ich vor.

Katrin setzt sich wieder neben mich und lässt sich von Lea einschleichen. »Normalerweise ja«, meint sie. »Ganz im Gegenteil zu dir, was dich selbst angeht. Wie kann man nur ein derart mickriges Selbstbewusstsein haben, wenn man die Verkörperung von Superblondie ist? Das ist zumindest die Meinung derer, die dich begutachten durften. Und du hopst die ganze Zeit mit deinen Schwimmermuckis so gut wie nackt vor Gideons Kennern herum. Das kann doch gar nicht sein.«

Bevor ich dazu komme, sie daran zu erinnern, dass es sehr wohl so ist und dass sie mal wieder maßlos übertreiben, fragt mich Lea: »Sag mal, weiß Gideon eigentlich, dass du schwul bist?«

Das nimmt mir gehörig den Wind aus den Segeln. Ich denke angestrengt nach. Schließlich muss ich kurz und knapp gestehen: »Nein.«

Die beiden Frauen sehen erst mich, dann einander an – und beginnen übel zu gackern, obwohl sie noch gar nichts intus haben.

»Was ist denn bitte schön daran so witzig?«

»Gideon liebt 'ne Hete! Gideon liebt 'ne Hete«, singsangt Lea, als seien wir auf dem Pausenhof einer Grundschule.

Das Niveau hindert mich dennoch nicht daran, konsequent weiterhin nur Bahnhof zu verstehen. Ich schmolle derweil und werfe einen Blick zwischen den beiden hin und her.

»Was ist denn nun schon wieder? Wenn Gideon wen liebt, dann wohl diesen Freddie, oder? Der wirkte nicht gerade wie eine Hete. Was für eine Hete meint ihr überhaupt?«

»Dich, du Hirni«, prustet Katrin und tätschelt mir dabei herablassend die Schulter.

»Aber ich bin doch schwul«, protestiere ich.

»Das weiß er aber nicht«, schließt sie den Kreis.

»Und selbst wenn, warum sollte...«, versuche ich ihnen die Tatsache zu erklären, dass Gideon und ich nicht in derselben Liga spielen.

»Du kannst einen echt fertigmachen. Den Jungs läuft bei deinem Anblick regelmäßig der Sabber aus allen Poren, was du fröhlich nie mitkriegst. Glaub mir, Gideon geht es garantiert nicht anders. Was du höchstwahrscheinlich auch null mitbekommst«, folgte Katrin triumphierend.

»Ach, Quatsch«, sträube ich mich. »Das hätte ich doch gemerkt.«  
»Hättest du? Hast du nicht!«, werde ich zurechtgewiesen.

»Gideon kann einem fast leidtun. Der beißt sich garantiert seit Wochen die Zähne an dir aus, in der Hoffnung, dass du deine schwule Seite entdeckst. Ich lach mich scheckig.« Das tut sie dann auch ausgiebig.

»Es geht echt nur ums Schwimmen«, schwöre ich Stein und Bein.

»Nie im Leben. Wenn du Felix wärest, würde ich dir das abnehmen, doch der schwimmt leider auch ohne Sport automatisch oben. Aber bei dir? Never ever. In dem Falle müsste Gideon wirklich blind geworden sein und das letzte Mal, als ich ihn gesehen habe, kam er noch ohne Begleithund aus. Nein, mein Lieber, du machst den armen Mister Oberhengst gerade fix und alle. Obwohl – ist für ihn bestimmt auch mal eine heilsame Erfahrung«, kommt sie latent boshaft ins Grübeln.

»Nein«, weite ich meine Gabe, die Dinge realistisch zu sehen, auf meine Freundinnen aus. »Das glaube ich einfach nicht.«

»Sag es ihm doch einfach – du wirst schon sehen«, schlägt Katrin händereibend vor.

Ich schnaube indigniert. »Tolle Idee. Hallo Gideon! Lass uns zweihundert Meter Freistil machen. Ach ja, bin übrigens schwul. Wo ist meine Schwimmbrille?«, äffe ich mich selbst nach. »Außerdem will ich das doch gar nicht. Ich hab es mit eigenen Augen gesehen, ihr habt es gesagt – das Ende vom Lied wäre höchstwahrscheinlich, dass ich mich total in ihn verknalle und dann heulend in der Ecke sitze. Und keinen Trainingspartner mehr habe.« Und ihn nicht mehr sehen kann. Und nie erfahren werde, was wir uns vielleicht zu sagen gehabt hätten.

»Auch wieder wahr«, gibt mir Lea recht. »Die Sache ist schon so schräg genug. Ist vermutlich wirklich am schlausten, es dabei zu belassen.«

Ihr Blick hellt sich auf, sie zwinkert Katrin zu, die daraufhin die Augen verdreht und grinst.

»Ich habe das Patentrezept, um dich auf andere Gedanken zu bringen«, eröffnet sie mir geheimnisvoll.

Meine Neugierde ist geweckt, auch wenn ich noch nicht vor Entzücken auf dem Tisch tanze.

»Nächstes Wochenende kommt mich ein alter Schulfreund besuchen. Timo ist supernett, supersüß – und superschwul. Wir wollten was Schönes unternehmen, Grillen im Stadtpark oder so. Hättest du Lust?«, lockt sie.

»Wollt ihr mich etwa verkuppeln?«, muss ich dann doch mal lachen. Ich finde die Geste echt lieb – aber bin mir nicht sicher, ob ich das will. Ach Blödsinn, es kann mir echt nicht schaden, einfach nur ein paar neue Leute kennenzulernen. Das ist nicht dasselbe, wie zwangsverheiratet zu werden. Gideon ist und bleibt unerreich – und unerreichbar. Das sollte ich mir immer vor Augen halten.

»Vielleicht«, neckt sie mich.

»Wenn ich bis dahin wieder ein vollständiges Gebiss habe, nehme ich gerne ein Holzfällersteak«, nehme ich dankend an.

## Kapitel 8

### *Die späte Rache der Katze*

Der Zahnarztbesuch wird nicht so lustig. Dafür sind Zahnarztbesuche auch bekannt. Ist auch besser so, denn wie soll der Doktor bohren, wenn sich der Patient dabei vor Lachen schüttelt? Ich laufe da nicht Gefahr, denn ich hasse es schlichtweg, in so einem Stuhl zu sitzen. Ich bin wirklich ein Mimöschchen. Wenn ich jedoch an Gideon denke und dessen Blessuren...

Routiniert betätige ich die Gideon-weg-Spülung in meinem Kopf und vertiefe mich lieber in das scheißhässliche Wimmelbildposter, das an der Decke über dem Behandlungsstuhl klebt, um einen auf andere Gedanken zu bringen. Eine Comic-Insel voller Comic-Piraten und Comic-Piratenschiffen. Super. Während der Bohrer surrt, der meinen Zahn glätten und für die Verkittung bereit machen soll, zähle ich brav die Piraten. Ich habe echt schon Sinnvolleres in meinem Leben gemacht.

Mein restliches Gesicht ist inzwischen auch leidlich verheilt. Ich sehe aus, als hätte ich mich geprügelt – fast wie ein Pirat. Statt eines Holzbeins brauche ich nur eine künstliche Zahnecke, um meinem Standardlook *Lahme Landratte* wieder gerecht zu werden. Vielleicht haben Katrin und Lea doch ein bisschen recht und ich bräuchte tatsächlich mal eine Ego-Politur? Wenn ich mir ansehe, was für Flaschen voller Überzeugung durch die Gegend stolzieren, wäre zumindest ein Frühjahrsputz bei mir mal angebracht. Vielleicht würde ich mich damit manchmal nicht ganz so dumm anstellen?

Müßige Fragen. Ich hasse mich ja nicht, es war mir nur meist ziemlich egal, wie ich aussehe, solange deswegen kein Fass aufgemacht wurde. Das war auch nie der Fall gewesen – bis ich nach Hamburg gekommen bin und mein Dasein im halboffenen Schrank beendet habe.

Bei Gideon habe ich mich nicht gemeldet. Schwimmen kann ich noch nicht wieder, ein telefonisches Spontanouting würde die Situation nur noch seltsamer machen und bisher haben wir beide beim Training ohnehin nicht wirklich persönliche Gespräche geführt. Ich werde mich später melden. Zum Schwimmen. Wie es vernünftig und richtig ist.

Stattdessen kaufe ich am Samstag nach getaner Uni-Arbeit Grillgut und ein Sixpack Bier als meinen Beitrag, mache mich im Schutze meiner neuen Gardinen frisch und bewege mich ganz wie verabredet zum Treffpunkt am Parkeingang, der der S-Bahn-Station am nächsten liegt.

Katrin und Lea warten bereits auf mich und winken mir freudig entgegen. Neben ihnen steht, ein wenig unsicher grinsend, ein Mann mit aschblonden Haaren. Ich muss zugeben, er ist kein Kandidat für die finstere Grube der Aussortierten. Da müssen Falk, Felix und Co. nicht weiter zusammenrücken. Er ist natürlich auch nicht Gideon – und ab geht die Spülung!

Wirklich, er sieht gut aus. Schlank, mit breiten Schultern, feinen Grübchen und einem Hauch Sommersprossen. Obwohl er ziemlich hochgewachsen ist, wirkt er mit den Dingen jungenhaft. Er hat eine nette Ausstrahlung. Andernfalls wäre Lea auch kaum mit ihm befreundet.

Als ich bei der Gruppe ankomme, drücken mich die Mädels. Dann schüttle ich die Hand des Fremden und wir stellen uns vor. Seine Stimme ist leise, aber überraschend tief.

»Los, kommt«, fordert Lea. »Ich kenne eine total tolle Ecke, an der nicht die ganzen Familien rumhängen und man ständig Fußbälle an die Rübe bekommt. Da merkt auch keiner, wenn man grillt, weil es etwas ab vom Schuss ist. Ist ja eigentlich verboten wegen des Abfalls, aber scheiß drauf.«

»Ich habe Müllbeutel eingepackt«, verkündet Katrin. Das und eine Tüte, in der es verdächtig klumpert, als würden Prosecco-Flaschen gegeneinander schlagen, hat sie auch noch dabei. Verpflegung und Decken haben die beiden Timo aufs Auge gedrückt, der sie klaglos trägt.

Die Mädchen gehen voran, sodass ich mich Seite an Seite mit Timo wiederfinde.

Zunächst schweigen wir uns überfordert an, dann sagt er: »Es ist schön, dass du mitkommst. Wegen der Männerquote, weißt du?«

»Ja«, erwidere ich und muss grinsen. Keine Frage, dass Lea und Katrin ansonsten ihn in die Zange genommen hätten, wie sie es mit mir immer tun. Das ist zwar etwas Gutes, aber zu zweit ist man ihrem Interesse besser gewachsen. »Wo kommst du überhaupt her?«, versuche ich mich an Small Talk.

»Mosambik. Habe mein freiwilliges soziales Jahr da gemacht. Ursprünglich aus Braunschweig, wie Lea. Jetzt schaue ich mir das alles hier mal an, wo Lea mich so nett eingeladen hat. Vielleicht studiere ich auch hier, mal sehen. Hamburg ist echt schön, gefällt mir.«

»Was willst du denn studieren?«, interviewe ich ihn eifrig weiter.

Er zuckt mit den Schultern, sodass der Deckenberg, den er geschultert hat, ins Wanken gerät. Ich kommentiere das nicht weiter. Eine unausgesprochene Regel unter Männern lautet: Biete niemals an, einem anderen etwas abzunehmen, das der gerade für Frauen schleppt, lesbisch oder nicht. Selbst neunzigjährige Opas würden einem dafür noch mit Wonne in den Arm beißen, wenn sie könnten. Das geht absolut gar nicht.

»Ich weiß noch nicht so ganz. Ich möchte gerne langfristig in die Entwicklungshilfe. Da bietet sich einiges an, ich werde mich noch schlaumachen.«

»Ich finde das gut«, gestehe ich unverblümt. »Du willst wirklich etwas erreichen, nicht irgend so ein reiner Ego-Trip oder für die Kohle.«

»Ach, das wäre nicht mein Ding«, wehrt er ab. »Geld muss ich damit aber schon irgendwie verdienen können, um die Miete zu bezahlen und so. Was machst du denn?«

»Lehramt«, antworte ich, auch wenn ich darauf wetten könnte, dass Lea ihm bereits alles über mich en détail und extrem schöngefärbt verklickert hat. »Kunst und Deutsch.«

Er sieht mich kurz an und lächelt sehr niedlich dabei. »Das ist doch auch klasse«, preist er mich. »Du hilfst dann denen, die nach uns kommen, verantwortungsvolle Menschen zu werden.«

Wenn er das sagt, hört es sich so an. Eigentlich war es vor allem Planlosigkeit und schon auch Ego-Trip, weil ich ja Kunst machen will, ohne ein Hungerleider zu werden. Aber nicht nur. Trotz Dinkelkamp, gegen den man echt abhärtet, finde ich die Aussicht gut, anderen Menschen etwas geben zu können, und wenn es nur die Fähigkeit ist, *Prophylaxe* oder *Asthma* richtig zu schreiben und einen Rembrandt von einem Piratenwimmelbildposter zu unterscheiden. Einigen meiner alten Lehrer bin auch ich dankbar für das, was sie mir beigebracht haben, das ist doch etwas Gutes?

Wir laufen noch eine ganze Weile durch den Park und das Gespräch plätschert so vor sich hin. Es ist angenehm und entspannt. Timo ist auf eine zurückhaltende Art sympathisch und sein Plan für sein Leben beeindruckt mich.

Als wir endlich die auserwählte Wiese erreicht haben, beglückwünsche ich mich zu dem Entschluss, ihn einfach nur kennenlernen gewollt zu haben. Er verursacht bei mir keine Schnappatmung und von dem, was ich bisher herausgefunden habe, tickt er so, dass ich ihn verstehen kann, wo Gideon mir ein Buch mit sieben Siegeln bleibt. Obendrein ist Timo auf eine Art und Weise attraktiv, die mir nicht völlig ungesund und überzogen vorkommt.

Kaum angekommen, machen wir es uns gemütlich. Wir breiten die Decken aus, öffnen die mitgebrachten Flaschen. Lea besteht darauf, den Einweggrill eigenhändig zu entzünden wegen Emanzipation und so, stellt sich dabei jedoch reichlich dusselig an. Ich verkneife mir das Grunzen und den Spruch *Mann kann Feuer machen*, sonst haut sie mir das Ding noch um die Ohren. Schlussendlich gelingt es ihr, die Glut zu entfachen, und wir machen uns daran, Fleisch und Würstchen zu braten. Es ist eine warme Nacht und von überall her dringen Stimmen, die davon künden, dass man das schöne Wetter einfach genießen muss.

Zu späterer Stunde drückt mich die Blase und ich entschuldige mich kurz. Nur ein Blinder kann übersehen, dass die Männer der Umgebung sich ungern die Mühe machen, das nächste Klo zu suchen. Ab und an verschwindet einer in die Büsche und das ganz gewiss nicht, um sie von allen Seiten zu bewundern.

Ich bin versucht, es ihnen gleichzutun, dann kommt Omas Erziehung in mir hoch, die mich zu einem Sitzpinkler gemacht hat. Wenn man die Sauerei hinterher selbst wieder aufwischen muss, wird man da rasch gebrochen. Außerdem habe ich keinen Bock, im Dunkeln in eine stinkende, lauwarne Pfütze zu treten. Nein, nein, ein Klo muss her. Dazu muss ich zwar ein paar Minuten gehen, aber so lange halte ich es gerade noch aus.

Wenn ich nicht so dringend gemusst hätte, würde ich die Architektur des alten Toilettengebäudes andächtig bewundern. Sieht nach Jugendstil aus. So bin ich eher daran interessiert, schleunigst reinzukommen. Stilecht gibt es keine Einzelbecken, sondern eine langgezogene Pissoir-Rinne. Mir soll es nur recht sein, das ist immerhin besser als Rhododendron.

Während ich selig meine Hosenkнопfe öffne, dringt die Geräuschkulisse an mein Ohr. In einer der geschlossenen Kabinen hinter mir hämmert es rhythmisch, begleitet von leisem Gestöhne. Diese Sausäcke! Muss das sein? Ich meine, auf dem Klo... Das ist doch echt eklig und total notgeil. Außerdem fühle ich mich, als würde ich bei denen daheim ins Schlafzimmer strullern.

Das ist kein animierender Gedanke. Kann der seine Tussi nicht woanders flachlegen, wo ich nicht dazu gezwungen werde, die Rolle des Extra-Thrills zu übernehmen? Aber, Moment mal... Das Stöhnen aus beiden Kehlen klingt ganz schön tief? Das macht es auch nicht besser, denn ich wollte aufs Klo und nicht in die Peepshow.

Schritte nähern sich von der Eingangstür her, ich atme dezent auf. Ein weiterer Passant nimmt der Situation die Schärfe. So zumindest meine Annahme.

Keine zehn Sekunden später klebe ich vor Schreck beinahe an der Decke. Als ich fünf war, habe ich – wirklich nur versehentlich – Omas Lieblingskatze eine Wasserbombe direkt auf den Hintern geschmissen, als die gerade in die Rabatte kackte. Das hier dürfte ihre späte Rache sein. Und dabei hocke ich nicht einmal in den Büschen.

Der fremde Typ, der gerade eingetreten ist, hat sich mitnichten artig neben mir an der Rinne aufgebaut, um über das Spektakel in der Kabine gleichfalls indigniert den Kopf zu schütteln.

Ganz und gar nicht. Er ist direkt hinter mich getreten, ich kann sein herbes Aftershave riechen, und hat mir ohne ein Wort direkt in den Arsch gekniffen.

»Sind Sie denn völlig irre geworden?«, kreische ich und wirble herum. Die offene Hose unterstreicht nicht gerade meine Autorität.

Die Antwort ist lediglich ein gedehntes, heiseres: »Wow!«

Mir verschlägt es die Sprache. Nicht seine Bemerkung ist daran schuld, die ist für mich nur irgendein Laut, sondern der Umstand, wer da vor mir steht. Ich habe ihn nur ein einziges Mal gesehen, aber gewiss nicht vergessen.

Es ist Freddie. Gideons Freddie.

Was macht der denn hier? Und warum zur Hölle grapscht der mich in aller Öffentlichkeit einfach an, ohne jemals mein Gesicht gesehen zu haben?

»Hey«, gurrert er und lässt seine Fingerspitzen lasziv über meinen Brustkorb nach unten gleiten. Ich hopse erschauernd zur Seite und raffe meine Hose an mich. Wie es aussieht, muss ich doch die Büsche düngen gehen.

»Was soll der Scheiß?«, fauche ich ihn völlig überfordert an.

Er stutzt kurz, zieht eine seiner elegant geschwungenen, dunkelblonden Brauen nach oben. »Oh Scheiße«, lacht er plötzlich los. »Du wolltest echt nur pissen?«

»Meditieren wohl kaum. Das hier ist schließlich ein Klo!«, kraakee ich, während ich verzweifelt versuche, blind meine Hosenkнопfe wieder zu verschließen.

Er schüttelt nur den Kopf darüber, als sei ich der dümmste Mensch der Welt. »Süßer, das hier mag zwar aussehen wie eins, ist aber eine Klappe, ein Treffpunkt für schwule Jungs für ein paar nette Minuten.« Kein Zweifel, die in der Kabine brüllen inzwischen, als würde man sie abschlagen. Von so etwas wie einer *Klappe*, jenseits von selbige halten, habe ich sogar mal gehört – aber das war im Internet-Märchenland und das hier ist die verfluchte Realität. Meine Realität. Darin ist so etwas bisher nicht vorgekommen. Ganz spontan halte ich das für kein Versäumnis.

»Aha«, erwidere ich also nur dumpf.

Er legt den Kopf schief, sein mittellanges, honigblondes Haar umringt seinen Kopf wie ein Heiligenschein. Ich habe das Gefühl, als ob seine Augen mich röntgen würden.

»Wie schade«, murmelt er. »Und du bist sicher, dass du eine Hete bist?« Er beugt sich zu mir und kommt mir dabei viel zu nahe. Ich bin kein Schrumpfgermane, doch Freddie überragt sogar mich um eine Handbreite. Er ist über einen Meter neunzig pure, sechshungrige Männlichkeit. Das und die Situation ist viel zu viel für mein armes Jungfrauenherz.

»Absolut«, schwöre ich inbrünstig. Jaja, lügen ist böse, aber aktuell will ich weder meine Sexualität noch mein ethisches Grundkonzept mit ihm ausdiskutieren, sondern nur fort von ihm und diesem verstörenden Ort.

»Wirklich sehr bedauerlich«, haucht er und leckt sich frech über die Lippen. Dann lacht er auf und klopft mir kumpelhaft auf die Schulter. »Na ja, jetzt hast du was, das du deiner Freundin erzählen kannst. Ein großer, böser Schwuler hat dich angemacht. Buh! Und pinkel ab heute lieber in die Büsche, wie alle braven Hetenmänner im Park. Das hat in diesem Fall sogar so seine Gründe. Das hier ist unser Revier. Und wenn du dort deinen Zuckerarsch reinsteckst, dann wundere dich nicht, wenn da einer reinbeißt.«

Revier? Was ist der, ein Jack Russell Terrier? Das hier ist und bleibt einfach nur ein Klo, dazu wurde es gebaut!

»Ich werde es mir merken«, grummle ich und sehe zu, schleunigst zu verschwinden.

Ich bin echt völlig von der Rolle, während ich, nach einem Ausflug in die Botanik, zurücklaufe. Die Büsche haben nach diesem Erlebnis deutlich an Attraktivität gewonnen. Dieser Mann hat Gideon. Und geht trotzdem allein in irgendeine Toilette, um Sex mit Fremden zu haben. Ist der völlig des Wahnsinns? Oder... weiß Gideon das sogar? Macht er das gar selbst?

Mein Blick fällt auf Timo, der heiter lachend zwischen meinen Freundinnen auf der Decke sitzt, als ich endlich wieder ankomme. Timo, der ein Jahr seines Lebens hingegeben hat, um Hilfsbedürftigen beizustehen. Der dafür gar sein ganzes Leben geben will. Den Lea und Katrin schätzen. Und der wirklich sehr süß ist.

»Wo hast du so lange gesteckt?«, wundert sich Katrin, als ich mich ermattet wieder setze.

»Es war ganz schön was los auf dem Klo«, erwidere ich wahrheitsgemäß.

»Du bist bis zum Klo gelaufen?«, wundert sich Timo. »Wozu gibt es denn Büsche?«

## Kapitel 9

### *Eins plus im Heten-Test*

Das Semester läuft voran und langsam schleicht sich die Routine ein, sodass ich nicht mehr allzu grün hinter den Ohren bin. Timo und ich mailen uns eifrig. Er will wirklich gerne nach Hamburg ziehen, wohnt aber momentan noch in Braunschweig bei seinen Eltern. Erst mal ein bisschen jobben und sich dann zum nächsten Semester bewerben. Ich freue mich darauf.

Gelaufen ist zwischen uns gar nichts, er war ja nur kurz da, aber ich könnte mir vorstellen, dass daraus wirklich etwas werden könnte. Wir sind schon auf derselben Wellenlänge. Er beeindruckt mich mit seiner Selbstsicherheit, um die ich ihn insgeheim beneide. Er ist, wie Oma es sagen würde, solide. Sie würde ihn lieben, da bin ich mir sicher. Da er aus einer Juristen-Familie stammt, dürfte er sogar meiner Mutter gefallen. Nur meinem Vater wäre er gewiss zu lahmarschig, aber das denkt er von mir schließlich auch.

Meine Schwimmverabredungen mit Gideon habe ich wieder aufgenommen. Es ist, als sei rein gar nichts geschehen. Sicher, er hat sich erkundigt, wie es mir geht, doch nichts hat darauf hingedeutet, dass mein Traum von seinen zärtlichen Gesten eben mehr als das gewesen ist oder dass die Lesben mit ihren Vermutungen recht behalten hätten. Ich glaube, sie wollen mein Selbstbewusstsein stärken oder sind eben parteiisch, wofür ich ihnen echt dankbar bin, auch wenn es ihren Blick auf die triste Wirklichkeit trübt.

Gideon zwackt mir jedenfalls nicht in den Hintern, wie sein Lover es getan hat. Wir sind weit von derlei Nähe entfernt. Wir ziehen einfach unsere Bahnen, spornen uns gegenseitig an, fachsimpeln über Techniken und Timing. Die Distanz, die für ein paar Augenblicke in meiner Wohnung zwischen uns aufgerissen war, ist wieder voll da.

So geht es etwa drei Wochen lang. Dann sagt er plötzlich am Ende einer unseren Einheiten in einem beiläufigen Tonfall: »Magst du eigentlich auch Musik?«

»Klar«, antworte ich verblüfft. »Ich habe mich zwar nie eingehend damit beschäftigt, aber ich höre sie gern.«

Wie immer planscht er mit seinen Zehen im Wasser herum, während wir auf dieser latent mörderischen Beckenkante sitzen. Die Spuren meines Unfalls sind längst fort. Von mir, meine ich, die Kante hat ja nichts abgekriegt.

»Was denn so?«, will er wissen.

*Britney Spears* ist definitiv die falsche Antwort. *Bach* auch, denn er dürfte sofort merken, dass ich davon keine Ahnung habe. »Dies und das«, bleibe ich lieber ehrlich. »Eher *Mainstream*.«

»Magst du Jazz? Oder *Swing*?«, hakt er nach.

»Keine Ahnung«, muss ich zugeben. »Ich habe mal *Swing Kids* gesehen. Das war okay.«

»Den mochte ich auch. Es ging nicht bloß um die Musik, sondern um die Freiheit, nicht wahr?«, erwidert er höchst beschwingt und sieht mich mit seinen changierenden Augen direkt an. Ich bin den Blick gewohnt, ich kann nur nichts darin lesen. Es ist wohl einfach nur ein Blick.

»Ja«, stimme ich ihm zu. »Gerade in der Zeit war es ein kleines bisschen Freiheit, nicht mit der Menge zum Sound der Katastrophe zu schunkeln. Und das haben sie bitter bezahlen müssen.«

»Nun«, meint er und zieht eines seiner Unterwäschemodel-Beine aus dem Wasser. »Die Zeiten haben sich geändert. Die Freiheit bleibt auch heute nur, wenn man auf sie aufpasst. Hättest du Lust...? Also, ich spiele in einer Band. Am kommenden Freitag haben wir unseren ersten richtigen Gig. Sogar etwas richtig Gutes, so ein *Independent-Schuppen* auf der Schanze. Ich hab noch Freikarten, daher wollte ich dich fragen, ob du kommen magst?«

Alles klar, die haben Schiss, dass das Publikum ausbleibt. »Kann ich wen mitbringen?«, frage ich also hilfsbereit, obwohl ich mir nicht sicher bin, ob das so eine geniale Idee ist. Das ist mehr als bloß schwimmen.

»Gerne«, stimmt er sofort zu. »Wen denn?«

»Meine Freundinnen«, erkläre ich ihm.

Jetzt kann ich seinen Gesichtsausdruck doch lesen. »Gleich mehrere davon?«, will er verduzt wissen.

»Ja. Aber sie sind lesbisch«, erwidere ich. Zu spät fällt mir ein, dass Gideon und die Mädels sich ja durchaus kennen. Egal, vermutlich sucht er eh nur nach Füllmaterial.

»Lesbische Frauen sind die besten«, behauptet er und grinst breit.

»Auf jeden Fall«, singe ich also Leas und Katrins Loblied.

»Klasse. Ich gebe dir die Tickets nach dem Umziehen. Ich habe welche dabei«, verspricht er mir.

Lea und Katrin sind sofort Feuer und Flamme. Hoffentlich ist das nicht bloß Katastrophentourismus, denn mir ist gar nicht wohl bei der Sache. Was natürlich Blödsinn ist. Gideon tritt, ganz Musikstudent, zum ersten Mal richtig auf, da kann er jede Unterstützung gebrauchen. Lea zumindest ist aufrichtig neugierig auf die Musik. Ich hingegen google krampfhaft *Independent-Jazz* und *Electro-Swing*, um nicht komplett unbeleckt an die Sache rangehen zu müssen. Klingt teilweise wie tausend sterbende Frösche. Ach du Scheiße. Vermutlich ist es das Äquivalent zu Gemälden aus Kuhscheiße. Egal, den Gefallen kann ich ihm echt tun.

Ich hülle mich also in die *H&M*-Klamotten, die ich mir inzwischen unter Aufbringung all meines Überlebenswillens an der Mönckebergstraße gekauft habe, um mich schön dem durchschnittlichen Studentenlook anzupassen, sage mir, dass es doch nur ein Gefallen für einen Bekannten ist und setze mich in Bewegung.

Der Laden, in dem die Sache steigen soll, ist stylisch schäbig in einem Untergeschoss gelegen. Eine Siebzigerjahre-Wandvertäfelung aus kackbraunen Holzpaneelen wurde absichtlich dort belassen, um die Sache abzurunden. Die auf retro getrimmte Bar ist überschaubar, die Getränke preisgünstig. Und es ist echt voll. Entweder stehen viele auf diese Musikrichtung – oder eben auf Gideon. Wer kann es ihnen verdenken. Auch wenn sie gleich mit Sägen über Tafeln geigen werden, Gideons Anblick allein ist es mehr als wert, bejubelt zu werden.

Ein altmodischer roter Vorhang hebt sich und eröffnet den Blick auf die kleine Clubbühne. Und da steht er. An der linken Seite, ein Stückchen weiter hinten, wo ich ihn von meinem Standort aus gut sehen kann. Vorne stehen ein dürrer Heini am Synthesizer und eine vollbusige, schwarzhaarige Sängerin. Johlen und Applaus erheben sich. Wagemutig mache ich mit. Gideon hält derweil ein goldglänzendes Saxophon in den Händen und starrt konzentriert gen Boden, wartet offenbar auf seinen Einsatz. Mir fällt ein, dass ich ihn nicht mal gefragt habe, was er überhaupt spielt. Jetzt weiß ich es.

Die ersten Takte erklingen, ein scharfer, tänzelnder Rhythmus prescht vor, die Frau ergänzt ihn mit heiserem, gedehntem Gesang. Und als Gideon endlich loslegt, bricht mein Herz. Er liebt dieses Instrument. Vielleicht mehr als alles andere auf dieser Welt. Ich sehe es in jeder seiner Bewegungen, höre es in jedem Laut.

Sein Körper bebt voller Wehmut und schwingt voller Entzücken, ist leicht und schwer und doch völlig eins, und seine Augen blicken in eine andere Welt, in der nur er und die Töne existieren. Kein Schimmer, wie die Musik nüchtern betrachtet ist. Ich habe nicht nur keine Ahnung davon, ich höre sie auch nur wie durch einen Nebel. Ich glaube, sie ist wirklich schön. Weich und hart, elektronisch und nostalgisch zugleich. Lea neben mir jubelt auf jeden Fall unverdrossen und meint damit garantiert nicht Gideons Erscheinungsbild.

Ich hingegen erliege ihm vollkommen. An den Gideon unserer Schwimmroutinen habe ich mich ja gewöhnt. Ich will nicht sagen, dass ich abgestumpft wäre, höchstens abgehärtet. Dort sind die Linien klar, aber hier gewährt er mir vor allen Augen einen Einblick, der viel intimer ist als jede körperliche Entblößung.

Für den Bruchteil eines Augenblickes ist es mir sonnenklar, dass ich mich gerade erneut in ihn verliebe und das noch tausend Mal tun werde, wann immer ich einen Blick durch die Mauer erhasche. Umso wichtiger, jede Fuge sauber abzudichten. Es ist wie ein Blick direkt in die Sonne. Wunderschön und unerträglich. Doch er ist keine Naturgewalt, hämmere ich mir ein. Er ist bloß ein Mensch. Einfach nur ein Mensch wie wir alle hier. Nur viel großartiger.

»Hey, die Musik ist echt super«, strahlt mich Lea in einer kurzen Bandpause an.

Ich kann nicht antworten. Ich kann nur daran denken, dass es die masochistischste Tat seit Menschengedenken war, hierher zu kommen, um ihn so zu sehen. Ich habe mir nicht mal vorstellen können, was mich erwartet, obwohl mein Bauchgefühl eine Ahnung hatte. Ich will ein verfluchtes Saxophon unter seinen Fingern sein, das Wasser, in dem er schwimmt, der Grund, warum er morgens aufsteht. Ich bin ihm gerade völlig verfallen.

Und das ist gar nicht gut. Das hat nichts mit beidseitiger Achtung und Liebe zu tun. Nur mit Wahnsinn. Er macht mich echt kirre. Selbst wenn die Mädels recht haben und er mich aus unerfindlichen Gründen doch irgendwie attraktiv finden sollte, dann eben nur das. Die zu knackende Hete. Ein Fick, abhaken und go. So, wie ich es im *Sweet Dreams* gesehen habe. Insofern passt er perfekt zu Freddie.

Warum nur? Was ist daran so toll? Braucht er diese Selbstbestätigung? Wozu denn bloß? Er ist doch so wundervoll.

Katrin schlingt instinktiv den Arm um meine Schultern und nötigt mich zu schunkeln, als die Musik wieder einsetzt, er erneut mit seinem Instrument verschmilzt. Dieses Gefühl kommt mir bekannt vor. Wenn ich male, sind Farben, Pinsel, Leinwand und ich auch eins. Irgendwann komme ich dann wieder zu mir und es ist einfach da, die Zeichnung, das Aquarell, das Gemälde, und ich weiß gar nicht, wie viel Zeit mittlerweile vergangen ist. Musik ist viel vergänglicher. Keine Aufnahme kann das wieder lebendig machen, was hier gerade passiert. Sie kann nur Erinnerungen wecken.

So hat es auch ein Ende. Ich hänge schlaff, völlig ausgepowert in der Ecke, als Gideon im Windschatten seiner Kollegen sein Instrument absetzt, reinigt und sorgfältig verpackt. Dann hebt er wieder den Blick und grinst indifferent in die Menge. Die stürzt sich auf die beiden Frontleute, von denen ich kaum etwas mitbekommen habe. Sind alle hier total blind geworden? Gideon hingegen schließt sein Saxophonköfferchen und klettert, kaum beachtet, von der Bühne hinab in den Zuschauerraum.

Wo Freddie bereits auf ihn wartet, den ich in meinem Dusel bisher nicht bemerkt habe. Der ihn in die Arme schließt. An sich drückt. Auf die Stirn küsst. Inbrünstig lobt. Gideon lächelt ihn glücklich an. Der Grünton wurde auf Erden noch nicht gesehen, der meiner aufkochenden Eifersucht gerecht würde. Auf sie habe ich keinerlei Recht. Freddie ist Gideons Irgendwie-Freund, wir sind nur Sportkollegen. Ich changiere trotzdem zwischen Popel- und Giftfroschgrün. Innerlich, äußerlich würde es wohl irgendwem auffallen. Zumindest Lea und Katrin, wenn die mal wieder in meine Richtung gucken sollten. Aktuell spielen sie Groupie bei der Sängerin. Mit anderen Worten: Ich stehe dumm am Rande und versuche, mich ganz klein zu machen.

Es ist vorbei, ich hab's gesehen, höchste Zeit für den strategischen Rückzug. Das nächste Mal beim Schwimmen kann ich ihm gratulieren und ein paar Details erwähnen, damit er sich sicher sein kann, dass ich wirklich da war.

Ich kann mich verstecken, so viel ich will, was aufgrund geeigneter Kisten oder Büsche ziemlich misslingt, er erspäht mich trotzdem schräg durch den Raum, lächelt mich an und winkt mir auffordernd zu. Ich grinse hirnlos zurück und bettele stumm darum, dass Lea und Katrin sich als Unterstützung wieder zu mir gesellen.

Keine Chance, die beiden lachen sich gerade kringelig mit der Sängerin und dem Frontmann und scheinen komplett vergessen zu haben, dass es mich auch noch gibt. So peinlich, dass ich laut um Hilfe rufe, bin ich dann doch nicht. Tolle Freunde sind das, ehrlich. Andererseits können sie kaum ahnen, dass ich wegen etwas, das anscheinend niemand im Raum außer mir wahrnehmen kann, gerade tausend Tode sterbe.

Mit der Grazie eines lahmen Ackergauls schiebe ich mich auf Gideon zu. Sein Haar hängt ihm verschwitzt in die Stirn, seine Wangen sind nach vollbrachter Tat leicht gerötet. Freddie hält ihn noch immer an der Schulter umschlungen und stutzt sichtlich, als er meiner ansichtig wird.

»Hi, Bruno«, begrüßt mich Gideon schon, bevor ich sie ganz erreicht habe.

»Hallo«, murmele ich.

»Du bist echt gekommen. Freut mich sehr«, behauptet er glatt und strahlt mir mit der Gewalt eines Vorschlaghammers mitten ins Gesicht.

Freddie sieht zwischen uns beiden hin und her, bevor Gideon uns einander offiziell vorstellen kann. »Das ist Bruno?«, fragt er sichtlich irritiert.

»Hallo«, quetsche ich auch ihm gegenüber raus. Am liebsten würde ich meine Hände in die Hosentaschen schieben und die Schultern hochziehen, um möglichst wenig Außenfläche zu bieten. Schildkröten sind echt zu beneiden.

Freddie zieht eine Augenbraue hoch und sagt: »Na so was. So sieht man sich wieder.«

»Ihr kennt euch?«, wundert sich Gideon.

Freddie grinst breit und zeigt seine strahlend weißen, supergeraden Zähne. Den hätte ich nach einem guten Zahnarzt fragen sollen. »Ja«, erwidert er gedehnt. »Wir hatten ein kleines Stelldichein auf der Klappe im Stadtpark.«

»Was?«, haucht Gideon und legt sich einen irgendwie ungesunden Hautton zu. Es ist auch echt stickig hier drin. Mist, so wollte ich echt nicht geoutet werden.

Freddie kichert wohlgelaunt und gibt ihm noch einen Kuss, dieses Mal direkt auf die linke Wange. Was würde ich darum geben, nur ein Mal meine Lippen dorthin pressen zu dürfen. Für Freddie hingegen ist es nur eine beiläufige Geste, weil diese Gnade für ihn Alltag ist. »Und ich muss sagen«, fährt er munter fort. »Er hat den Heten-Test mit Bravour bestanden. Eigentlich gehört er verprügelt, diesen Ort mit seinen Gelüsten, einfach nur pinkeln zu wollen, entweiht zu haben. Aber ich will mal nicht so sein.« Er lacht fröhlich, dann schließt er: »Freut mich echt, dich mal kennenzulernen. Gideon schwärmt ja immer so von deinen... Schwimmkünsten.«

Die Art und Weise, wie er die Worte betont, vermisst nicht gerade Anzüglichkeit. Da er der Chef-Aufreißer hier ist, könnte es einfach seine Art sein, mit der er notfalls auch falsche Heten verarscht. Jetzt ist auch ein ganz ungeeigneter Augenblick, um mit der Wahrheit rauszurücken.

Ich nehme ihn also einfach beim Wort. »Zu viel der Ehre«, wiegele ich gekünstelt ab. »Ist nur ein Hobby. Zu zweit ist es netter und man erreicht auch mehr, wenn man sich gegenseitig anspornt.«

»Ach was«, meint Gideon und winkt ab. »Ich muss leider gestehen, dass du, wenn auch sehr knapp, die Nase vorne hast dabei. Ich trage es mit Fassung, wenn ich deswegen nicht gerade in mein Kopfkissen heule.«

»Quatsch«, protestiere ich heftiger als beabsichtigt. »Dazu hast du wohl kaum Anlass. Ich wollte euch auch nicht weiter stören, nur sagen, dass es mir echt gefallen hat. Ich bin zwar kein Kenner, aber es war echt toll und ist auch beim Publikum super angekommen. Ich gratuliere.«

»Dankeschön«, freut sich Gideon über mein wenig kreatives Lob. Freddie sieht ihn mit stolzer Miene an und nickt zustimmend. Warum nur wünsche ich mir so sehnsüchtig, dass er jenseits der Milchstraße auf einem Insektenplaneten wäre?

Darum.

Da *darum* Kindergartenniveau ist, reiße ich mich mal zusammen.

»Also...«, murmele ich und halte Ausschau nach den Mädels, die immer noch kein Anzeichen dafür zeigen, dass sie so bald verschwinden wollen. »Ich werde dann mal wieder. Muss morgen früh raus und habe mir etwas den Magen verkorkst.« Jetzt muss ich nur noch lügen, dass der Hund meine Hausaufgaben gefressen habe, und die erbärmlichsten Ausreden dieser Welt sind komplett.

»Schön, dass du trotzdem gekommen bist«, bedankt sich Gideon formvollendet.

»Schade«, schmolzt Freddie gespielt mit vorgereckter Oberlippe. »Dabei hätten wir noch eine kleine Bildungstour durch Hamburg veranstalten können. Ich kenne da noch ein Klo, das wirklich extrem pittoresk ist.«

»Äh, besser nicht«, lehne ich hektisch ab.

Gideon rempelt Freddie gutwillig mit der Schulter an. »Lass ihn«, bittet er ihn und fährt an mich gewandt fort: »Entschuldige bitte, Bruno. Ich hätte es dir sagen sollen...«

Was denn? Ein Lichtlein geht mir auf. Offiziell weiß ja auch ich nicht, dass er schwul ist. Verrückte Welt.

»Völlig okay«, bremse ich ihn schwungvoll. »Gar kein Problem.«

»Das wäre ja auch noch schöner«, spricht Freddie wahre Worte und wirkt abrupt deutlich ernster. »Wer damit ein Problem hat, der ist das Problem.«

»Sorry. So war das nicht gemeint. Es ändert nichts und ist irrelevant, so richtig?«, versuche ich mein Glück.

»Brav.« Jetzt grinst er wieder frech. »Jetzt musst du nur noch auf die Idee kommen, es aus Gründen von Völkerverständigung und Toleranz unter dem Deckmäntelchen studentischer Experimentierlust einmal...«

»Freddie«, unterbricht ihn Gideon hastig.

Freddie streckt ihm ungeniert die Zunge heraus. »Nichts für ungut, man kann es ja mal versuchen. Was für eine Verschwendung«, klagt er, um mir daraufhin betont verführerisch zuzuwinkern. Oh ja, der weiß sich wirklich an den Mann zu bringen.

Ich grinse gequält. »Kein Ding«, nuschele ich. *Keine Eier* träfe es in meinem Falle wohl besser.

»Dann bis Dienstag?«, verabschiedet mich Gideon, da ich herumhampele, als hätte ich es tierisch eilig und als würde mir dabei ein tiefgefrorener Fisch im Hintern stecken.

»Ja. Klar. Bis dann. War echt klasse. Viel Spaß euch noch«, werfe ich mit Plattitüden nur so um mich.

»Bis dann, Heten-Schnittchen. Und falls du es dir anders überlegen solltest – ich stehe dann voll hinter dir«, verspricht mir Freddie mit dunkel lockender Stimme.

Der meint das definitiv ganz anders als Felix und Falk. Bei ihm überkommt mich dabei auch nicht der totale Brechreiz, auch wenn er, was mich angeht, tausend Ränge unter Gideon rangiert.

Außerdem habe ich es so satt, mir ständig selbst eine Moralpredigt zu halten, wenn ich die physische Attraktivität eines anderen Menschen bemerke. Das bedeutet ja noch lange nicht, dass man ausschließlich nach diesem Kriterium handeln muss.

»Hör nicht auf ihn«, empfiehlt Gideon und muss über die Zweideutigkeit lachen.

Was immer die da treiben mögen, ein unglückliches Paar sieht anders aus. Verdammt. Ich meine: gut so! Ich wünsche Gideon wirklich alles Glück der Welt, aber muss es unbedingt so aussehen? Die Zugewandtheit, die ständigen Berührungen, das lockere Herumblödeln. Diese beiden verbindet viel mehr als einfache Freundschaft oder gemeinsame Interessen, das ist nicht zu übersehen.

Insofern bin ich heilfroh, endlich außer Sichtweite zu kommen. Katrin und Lea haben zwar angeboten, mich zu begleiten, aber ich will ihnen nicht den Abend versauen. Ich komme klar, blicke den Tatsachen ins Gesicht und tue mein Bestes, nicht den Boden unter den Füßen zu verlieren.

Ich muss an Timo denken. Er wirkt, trotz der Suche nach seiner Zukunft, so gefestigt, ist auf eine ernsthafte Art und Weise heiter. Er weckt nicht dieselben Gefühle in mir wie Gideon, doch vielleicht etwas viel Besseres? Oder rede ich mir das nur ein?

Ich wünschte, auf *eBay* würden auch Durchblick und Erkenntnis versteigert, da würde ich sofort mitbieten.

# Kapitel 10

## *Das mieseste Candle-Light-Dinner der Welt*

Nach reiflicher Überlegung ringe ich mich dazu durch, in gewissen Dingen endlich Klartext zu reden. Spätestens diese völlig absurde Unterhaltung mit Freddie hat mir eindringlich vor Augen geführt, dass ich nicht auf ewig als verlogener Feigling durch die Gegend rennen will. Es ist wirklich an der Zeit, reinen Tisch zu machen, wenn ich mich in Zukunft weiterhin unter Zuhilfenahme eines Spiegels rasieren will. Sonst hat doch noch der blonde Lockenrauschebart seinen Auftritt.

Komisch, mich vor denen zu outen, auf die es ankommt, war nie so schwer wie jetzt, da hatte ich bisher wirklich Glück. Vor der dörflichen Gemeinde habe ich gekniffen, sicher, aber Oma hatte mich längst durchschaut. Mein Vater fand es klasse, meine Mutter immer noch besser als meinen Entschluss Lehrer zu werden, statt in ihre Fußstapfen zu treten. Bei den Leuten, die ich hier kennengelernt habe, war es sowieso eine ganz andere Geschichte. Nur in Hinblick auf Gideon habe ich einfach den richtigen Zeitpunkt verpasst.

Ich könnte es ganz lassen, aber es fühlt sich falsch an. Er hat es mir seinerseits zwar auch nicht gleich unter die Nase gerieben, es streng genommen aber auch nicht verleugnet. Realistisch betrachtet bestand da auch kein besonderer Anlass, wir waren schließlich nur Trainingspartner und da geht man normalerweise nicht mit seiner sexuellen Orientierung hausieren.

Ich bewege mich schlichtweg gefährlich nah an der Grenze zur absoluten Hasenfüßigkeit und das kann ich auf Dauer einfach nicht ab. Ich fühle mich klein und eklig dabei. Ein bisschen Selbstachtung möchte ich wirklich behalten. Das heißt allerdings nicht, dass ich mir nicht trotzdem tierisch ins Hemd mache, als ich Gideon am folgenden Dienstag nach dem Schwimmen frage, ob er noch mitkommen würde, um oben in der Sportbarlounge etwas zu trinken.

Er wirkt überrascht, stimmt jedoch zu. Die *Lounge* ist ein Traum aus destillierter Scheußlichkeit. Brauner, nach uraltem Zigarettenqualm müffelnder Teppich, pseudo-gedrechselte Tische und Stühle aus dunklem Holz, Lampen, für die sich *IKEA* vermutlich heute noch schämt. Anders als der Club, in dem Gideon aufgetreten ist, ist das hier nicht angesagt auf alt gemacht, sondern einfach nur von der Zeit vergessen. Seit dem Bau des Schwimmbads hat sich hier nichts getan, weder am Interieur noch auf der Speisekarte. Es gibt Würstchen mit Kartoffelsalat, paniertes Schnitzel mit Pommes und Currywurst.

Eigentlich mag ich solche Sachen durchaus, aber der Geruch nach abgestandenem Frittierfett bringt mich dazu, es erst mal bei einem Bier zu belassen. Gideon zieht nach und so sitzen wir da, am vermutlich uncoolsten Ort im Umkreis von tausend Meilen und sehen einander ratlos über die Tischplatte hinweg an. Eine Kellnerin Marke Schlachtschiff erscheint aus den Tiefen der Küche und zündet ein Öllämpchen in der Mitte des Tisches an. Es ist wie die Karikatur eines Candle-Light-Dinners aus der Hand eines Depressiven.

»Hey«, richtet Gideon schließlich beklommen das Wort an mich.  
»Was ist los? Ist es wegen...«

»Nein«, fahre ich ihm hastig dazwischen. »Überhaupt nicht. Himmel! Ich will dir hier nicht durch die Blume sagen, dass ich nicht mehr mit dir trainieren will, weil du schwul bist.«

Er atmet tief durch und starrt auf das eklige Häkeldeckchen, das als Tischdekoration dient. Seine Hände liegen locker auf der Kante, als sei er darauf gefasst, jederzeit aufzuspringen. Ich sollte wohl besser zum Punkt kommen.

»Nein«, wiederhole ich entschlossen und schließe die Augen. So erscheint es mir einfacher. »Ich möchte gerne weiter mit dir schwimmen gehen. Darum geht es nicht. Ich... habe einen Fehler gemacht, glaube ich. Ich weiß nicht, ob oder wie oder warum. Es tut mir leid. Ich will dich nicht anlügen müssen.« Mir geht die Puste aus. Er schweigt und wartet.

»Okay.« Ich raffe mich auf und zwinge mich, ihm in die Augen zu sehen. »Karten auf den Tisch. Es stimmt nicht. Das mit der Vorbild-Hete. Ich bin...« Verdammt. Raus damit. Na, komm schon!

»Was?«, flüstert er. Seine Augen weiten sich.

»Na ja«, winde ich mich, mustere die Lampe, die Decke, meine Fingernägel, nehme einen tiefen Schluck aus dem frisch servierten Bier. Zapfen können die hier echt!

»Was?«, wiederholt er eindringlicher. Seine Finger graben sich fest in die Tischplatte, sodass die Knöchel hell hervortreten.

Gott sei Dank ist außer uns keiner hier und die Kellnerin ist längst wieder in der Küche verschwunden, denn das nächste Wort stoße ich mit so viel Gewalt hervor, dass es an ein Brüllen grenzt.

»Schwul!« Ich starre ihn an wie ein Reh im Scheinwerferlicht und mäßige meine Stimme: »Ich bin auch schwul. Das wollte ich dir sagen.«

Ich hätte nie gedacht, dass er echt mal in die Verlegenheit kommen könnte, dumm aus der Wäsche zu gucken.

»Was?«, sagt er schon wieder, deutlich schriller.

»Ich bin schwul«, echoe ich in deutlich gemäßigterem Tonfall.

»Seit wann?«, fragt er sichtlich überfahren.

Hilflos zucke ich mit den Schultern. »Immer schon? Weiß nicht? Ich...« Wild drauf los stotternd suche ich nach den richtigen Worten.

»Du bist schwul!«, stößt nun Gideon lautstark hervor. Man könnte meinen, er sei ein erzkonservativer Fundamentalist, so wie er mich anschaut. Seine Gesichtsmuskeln zucken.

»Ja«, erwidere ich gedehnt. Ich schäme mich immer noch. Er hat zwar auch nichts gesagt, doch das ist keine Entschuldigung. Als die Situation da war, hat er es offen ausgetragen, ohne herumzudrucksen. Ich hingegen hatte und habe sehr wohl Angst.

»Aber Freddie...«, stottert er. Dabei zittert seine Oberlippe ganz sanft. Darüber verliere ich fast den Faden.

Krampfhaft räuspere ich mich. »Ja, ich weiß. Mir war echt nicht klar, dass dieses Klo so ein Ficktreff ist. Ich habe da den Schock des Jahrhunderts bekommen. Ich habe euch mal gesehen im *Sweet Dreams*.

Ich wusste das von dir also längst. Und es ist ja echt okay. Wenn ihr das so wollt... Das ist eure Angelegenheit«, gebe ich mich so tolerant, dass mir selbst fast schlecht davon wird.

»Aber«, stammelt er, ohne auf meine Eröffnung weiter einzugehen. »Du hast echt auf gar nichts reagiert. Wie eine absolute Vollbluthete. Warum?«

»Worauf denn? Du hast doch nichts gemacht.«

Er strafft sich kurz, dann schließt er die Augen und lässt den Kopf mit einem dumpfen Knall auf die Tischplatte sinken. Oh, das muss echt wehtun. »Ich habe mir den Arsch aufgerissen, um dir irgendeine Art von Reaktion zu entlocken. Aber da war nichts. Gar nichts! Clint Eastwood wirkt neben dir wie die Tunte des Jahrhunderts. Oh Gott. Ehrlich gesagt, fühle ich mich gerade latent verarscht«, stöhnt er frustriert.

»Das tut mir leid«, krächze ich beschämt. »Ich bin wohl echt dumm.«

Er hebt den Kopf, bis er mit dem Kinn auf der Tischplatte liegt und sieht mich mit gekrauster Stirn von unten her an. »Nein«, protestiert er. »Du bist ganz gewiss nicht dumm. Mir tut es leid, dass ich mich hier gerade so anstelle. Vielleicht bin *ich* dumm, weil ich dachte... Egal.« Abrupt setzt er sich wieder aufrecht hin, greift nach seinem Bier und trinkt, als sei er am Verdursten.

»Ich wollte dich echt nicht verarschen«, versichere ich ihm. »Ich weiß nur... gar nichts. Ich meine, warum solltest du...? Da war doch nichts.«

Nach dem halben Bier auf ex findet er sein Grinsen wieder, auch wenn es etwas schwächlich ausfällt. »Hast du eine Ahnung«, behauptet er.

»Die habe ich eben nicht«, stelle ich die Sache besser klar. »Ich... also«, verhasple ich mich, würge kurz einen Ochsenfrosch aus meiner Kehle und fahre angestrengt fort. »Ich bin direkt zum Semesterbeginn nach Hamburg gekommen. Vorher habe ich in Kuhkaffhausen gelebt. Da war nichts mit schwul. Nun bin ich hier und habe schlicht und einfach wenig Schnall vom Schwulsein. Da bin ich ein absoluter Nachzügler. Na gut, die von dieser Schwulen-Lesben-Gruppe haben

mir schon einiges gezeigt, klar. Darüber bin ich auch echt froh. Aber diese ganze *Sweet-Dreams*-Geschichte und Avancen machen oder Signale deuten, da bin ich echt nicht zu Hause.«

Er lauscht mir konzentriert, dann erwidert er: »Verstehe ich das richtig? Du bist eine Landjungfer? Und hängst mit den Lesben und diesen Toleranz-Nazis rum, die hinter jeder Ecke Verrat an ihren hochheiligen Weltverbesserungsabsichten wittern?« Das ist jetzt auch nicht so nett.

»Hey, Nazis sind sie nun echt nicht«, verteidige ich meine Bekannten vehement.

»Okay, sicher. Sind sie nicht. Nur arg verbissen und spaßbefreit, besser so?«, relativiert er seinen Vergleich etwas.

»Kann man sehen, wie man will. Und Lea und Katrin sind meine Freunde. So ist das. Ansonsten hast du völlig recht. Steck mich in ein Blümchenkleid und ich werde Miss Steinburg 1955. In der Bikinirunde verliere ich eventuell, doch mit meiner Tugend kann ich punkten.«

Er beginnt leise zu lachen. »Du im Blümchenkleid? Bei deinem Kreuz gäbest du eine lausige Transe ab. Ich würde in der Bikinirunde trotzdem für dich stimmen«, verspricht er mir hoch und heilig. Ist das jetzt ein Witz oder doch eine Anmache? Ich bin verwirrt und lasse es mir lieber nicht anmerken.

»Ich fühle mich geschmeichelt«, danke ich ihm hilflos, indem ich mich in die Etikette flüchte.

»Das solltest du auch. Oh Gott, ich sabbere mich hier seit Monaten in Grund und Boden und habe mich längst damit abgefunden, unter diese Masochisten gegangen zu sein, die stockheterosexuellen Männern hinterherschmachten. Wie diese Typen, die ich normalerweise immer herzlich auslache«, gesteht er und kichert dabei irgendwie sinnlos vor sich hin. »Freddie war schon kurz davor, mich zum Psychodoc zu scheuchen. Oder mir eins mit dem Elektroschocker zu verpassen.«

Freddie? Ach ja, den gibt es ja immer noch. Mist. Und das Gespräch wird nicht angenehmer.

»Äh«, versuche ich meinen Bedenken über die Richtung dieser Unterhaltung Ausdruck zu verleihen. Mit Freddie kann ich nämlich in keinster Weise mithalten. »Ich bin aber nicht so drauf.«

Er ist ganz Ohr. »Wie bist du denn drauf?«, will er wissen.

»Weiß ich nicht«, bleibe ich konsequent diffus. »So eben nicht. Nicht so Disco und mit jedem, verstehst du? Das heißt jetzt nicht, dass ich ein kleines Heimchen bin. Mir ist schon klar, dass es eine Menge zu erleben gibt. Ich kenne das alles ja gar nicht sonderlich gut. Ich weiß nur, dass es etwas bedeuten soll. Für mich, ich will das nicht verallgemeinern. Vielleicht keine tiefe, ernste Bedeutung, aber... ein bisschen? Eben nicht, wie du und Freddie es so haltet. Was auch wirklich nicht meine Angelegenheit ist.«

Er nickt verstehend. »Oh, auch so bedeutet es etwas. Aber jeder so, wie es ihm gefällt«, zeigt er sich deutlich großzügiger als Falk und Co. das getan haben. Vielleicht liegt es daran, dass er Sex hat und der Rest nur Diskussionsabende. Zu dem Rest gehöre leider auch ich. »Außerdem kennen wir uns doch schon ein Weilchen? Das ist bestimmt nicht nur irgendein Aufriss nebenher.«

Ich bin mir nicht sicher, ob ich jetzt ernsthaft beruhigt sein sollte. Ich überspiele es mit mehr Bier.

»Eben«, schließe ich feierlich. »Insofern können wir doch gut weiter zusammen trainieren? Wir wissen Bescheid und das ist viel besser als vorher.«

»In der Tat«, erwidert er gedehnt und schenkt mir einen unergründlichen Blick. Mit einem Fingerzeig bedeutet er der mittlerweile wieder gelangweilt hinter der Bar herumlungernenden Kellnerin, uns Nachschub zu bringen. Ich bin etwas überrascht, denn eigentlich haben wir die Angelegenheit endlich geklärt, bleibe aber brav sitzen.

Als das Bier serviert wird, legt Gideon den Kopf schief, streicht sich ein paar bockige Strähnen seines dichten, dunkelbraunen Haares nach hinten und fragt: »Erzähl doch mal, wie es dort war, wo du aufgewachsen bist.«

Drei Stunden später sitzen wir immer noch in der Lounge. Wir haben zwischendurch doch noch etwas gegessen, ich die Currywurst, er lediglich einen arg welken Salat mit Feta. Nichtsdestotrotz haben wir inzwischen beide einen im Tee. Ich habe erzählt. Verdammt viel erzählt. Und er hat gefragt. Unendlich viel gefragt. Ich glaube, mittlerweile könnte er sich ohne Weiteres wie ein alter Hase in Hasenfuhrn bewegen.

Auch die belanglosesten Geschichten hat er aus mir herausgekitzelt, als seien sie Anwärter auf den Grimme-Preis. Das Erntedankfest vorletztes Jahr in Bauer Hinrichsens Scheune, bei dem ernsthaft ein Alleinunterhalter mit *Hammond*-Orgel aufgetreten ist. Mein erster Sieg bei *Jugend trainiert für Olympia*, wo man mich fast mit Gewalt zur Siegerehrung hat schleifen müssen, weil ich dem gruselig aussehenden Sportverbandschef nicht die Hand schütteln wollte. Ich war neun und der Kerl sah aus wie *Lord Voldemort*.

Mein Abstreich, bei dem meine Schulkameraden auf die geniale Idee gekommen sind, eine Kuh auf den Schulhof zu zerren. Das Vieh ist durchgedreht und musste eingeschläfert werden. Anschließend gab es eine Anzeige wegen Sachbeschädigung und Tierquälerei. Es war echt nicht meine Idee, aber vielleicht hätte ich die wirren Pläne meiner volltrunkenen Mitschüler beizeiten mal ernster nehmen sollen.

Meine vom Alkohol gelöste Zunge plappert so vor sich hin. Jedes Mal, wenn sie zu erlahmen droht, legt Gideon nach. Ab und an komme ich sogar dazu, Gegenfragen zu stellen. So erfahre ich, dass auch Gideon vom schleswig-holsteinischen Lande stammt, wenn auch weiter nördlich, aus der Nähe von Husum. Ich hatte so etwas schon geahnt, seine Sprachmelodie ist eindeutig norddeutsch.

Gideons Eltern haben eine riesige Schweinemast. Kein Witz, obwohl ich erst nicht daran glaube und blöde zu lachen beginne. Gideon ist ein Schweinebaron-Prinz. Das ist doch echt einen Lacher wert, auch wenn es die grausame Realität ist.

Wer glaubt, dass Tiere nicht weinen können, war nie anwesend, wenn sie aus ihren vertrauten Ställen, von ihren Artgenossen, Kindern, Geschwistern, fort in den Wagen des Schlachters gezerrt werden. Vielleicht nicht mit Tränen wie ein Mensch, aber sie können es.

Dass Gideon Vegetarier ist, liegt demnach weniger an irgendwelchen hochtrabenden, philosophischen Bedenken, sondern daran, dass er wirklich weiß, wie es ist. Bin ich froh, dass Omas Hof lediglich Äpfel, Birnen und Kirschen produziert. Auf jeden Fall ist er von dort so schnell weg, wie er nur konnte. Schweinemast plus ein einem die Zähne kostender Vater, das ist mehr als verständlich.

Alles in allem trage jedoch ich neunzig Prozent zur Konversation bei. Ich bin so mit Reden beschäftigt und so erleichtert darüber, kein Drückeberger mehr zu sein, dass ich erst verspätet mitbekomme, was hier eigentlich passiert. Nur mein angesäuselter Zustand verhindert, dass ich zu Eis erstarre oder wortlos die Flucht antrete.

Ich habe, ohne es recht zu bemerken, erneut die Grenzlinie übertreten, die Bekannte voneinander zu trennen pflegt, um mich auf der anderen Seite breitzumachen. Und ich habe nicht bloß eine Zehenspitze hinübergestreckt, ich bin mit Pauken und Standarten mitten hineingezogen, ganz wie einst Varus über den Rhein. Das hier ist persönlich. Es hat wahrlich nichts mit Aufreißen gemein, sondern mit Kennenlernen.

Zu fortgeschrittener Stunde fragt er mich breit grinsend: »Jetzt wissen wir schon so viel voneinander, das sollten wir stilvoll abrunden. Seit deinem Unfall weiß ich ja deinen Nachnamen. Du kennst meinen, glaube ich, gar nicht.«

»Stimmt«, stelle ich verblüfft fest.

Er schüttelt mir über den Tisch hinweg die Hand, als seien wir ganz offiziell unterwegs. »Ahrhus«, stellt er sich vor. »Ich heiße Gideon Ahrhus.«

»Sehr angenehm«, spiele ich mit und fühle mich dabei gut unterhalten.

»Mmm, was passt denn dazu? Ach ja. Was ist dein Lieblingsessen?«, legt er mit heiterer Miene nach.

»Blauschimmelkäse. Gefolgt von allem, wo Blauschimmelkäse drin oder drauf ist«, erwidere ich artig. »Und deins?«

»Käse mag ich auch. Aber am allerliebsten esse ich Spaghetti mit Ketchup. Da bin ich kein Fan der *Haute Cuisine*. Lieblingsfarbe?«

»Alle! Ich liebe Farben. Beim Anziehen blau – wann hast du eigentlich Geburtstag?«, nehme ich die Sache in die Hand. Wir grinsen dabei beide blöd, weil uns schon klar ist, dass das hier gerade läuft wie beim Austausch von Poesiealben in der Grundschule. Mir kann es nur recht sein, denn meine Neugier stürzt sich wild auf jedes noch so banale Detail.

»Am achten August. Leicht zu merken: der achte Achte. Und du?«, führt er das Spielchen fort.

»Ich auch!«, staune ich.

»Du hast auch Geburtstag?«, verarscht er mich.

»Ja – und das am achten Achten«, beweise ich, dass ich nicht völlig bescheuert geworden bin.

»Ach so? Wie alt bist du überhaupt?«, hakt er nach.

»Zwanzig«, antworte ich.

»Dann sind wir genau ein Jahr auseinander geboren«, folgert er. »Und sind beide Sternzeichen Löwe. Nicht, dass ich an diesen Mumpitz glauben würde!«

»Besser ist es«, stimme ich ihm zu. »Zwei Löwen – die würden sich doch nonstop auf die Fresse hauen!«

»Eben! Stattdessen: Friede, Freude, Eierkuchen!«, sieht er die Sache auch so.

»Warum willst du das eigentlich alles wissen?«, hickse ich schließlich, nachdem uns das letzte Bier vor Ladenschluss serviert worden ist.

Er lehnt die Wange in seine Handfläche, lächelt entspannt. »Warum denn nicht? Wo wir doch jetzt wissen, was Sache ist? Vorher habe ich mir immer gesagt, dass ich es besser lassen sollte, ehe ich mich da in irgendwas reinsteigere, was nur in einer totalen Katastrophe enden kann. Aber so?«

Moment mal, war das nicht *mein* Gedankengang? Kann ich schon nicht mehr zwischen Mein und Dein unterscheiden?

»Auch wahr«, nuschele ich, obwohl ich das Gefühl habe, die Situation nicht richtig zu fassen zu bekommen.

»Ich freue mich sehr, dass wir weiter zusammen trainieren«, verkündet er ernst. »Es würde mich noch mehr freuen, wenn wir das hier wiederholen könnten. Das war echt... nett.«

»Klar, wenn du magst«, erwidere ich verblüfft.

Ein Teil von mir, der sich am besten als *Mini-Oma* beschreiben lässt, bläst in seine Trillerpfeife und hebt die Gelbe Karte wild wedelnd in die Luft. Wie jeder Ignorant sehe ich darüber hinweg. Andere Leute haben Engelchen und Teufelchen. Ich habe nur Oma – in beiden Rollen.

»Sehr gerne«, beteuert er. »Sehr, sehr gerne.«

In dieser Nacht schlafe ich schlecht. Dieses Mal liegt es nicht an irgendwelchen kontraproduktiven, aber ach-so-schönen Träumen, sondern an der Wirklichkeit. Ich hatte ja sonst was befürchtet, war auf fast alles gefasst, wenn ich endlich geständig sein würde.

Aber das hier? Nein, damit habe ich echt nicht gerechnet.

# Kapitel 11

## *Slam-Poetry für Dumme*

Zu meinem Alltag gesellt sich nun auch der Männerabend mit Gideon, immer dienstags nach dem Schwimmtraining. Allerdings verlagern wir uns bereits beim nächsten Mal in eine nahegelegene Steinbackofenpizza-Kneipe, die nicht ganz so traumaverursachend ist wie die Sportbarlounge.

Ein reiner Sabbelabend ist es indes nicht, sondern auch ein Sabberabend, denn Gideon ist keineswegs über Nacht zum Grottenolm mutiert. Gucken ist ja okay und nett finden auch, nur will ich partout nicht zum Opfer meiner eigenen Gelüste und peinlich-romantischen Ambitionen werden. Dazu ist er der absolut falsche Kandidat, das steht unumstößlich fest.

Nur in meinem Kopf, wenn ich nicht ganz so auf der Höhe bin, ist er es manchmal schon. Da liebt er nur mich und wir reiten Hand in Hand auf weißen Araberhengsten und begleitet von Engelsgegröl in den Sonnenuntergang und die ganze Welt besteht nur noch aus Frieden, Glückseligkeit und rosa Glitzerkonfetti.

Schon allein aus geschmackstechnischen Gründen gehöre ich dafür mit bunten Groschenromanen verprügelt, aus denen ich diese abartigen Vorstellungen habe. Ich komme schon beizeiten wieder runter von diesem Trip, so ist es doch angeblich immer. Derweil tue ich eben mein Bestes, bloß nicht auf noch dümmere Gedanken zu kommen.

Jedes Mal, wenn die Versuchung lockt, chatte ich mit Timo. Das erdet mich jedes Mal wieder, auch wenn es schon irgendwie fies ist, ihn wissentlich als Ablenkung zu benutzen. Ach was, ich finde ihn doch wirklich klasse. Timo ist schließlich der Kandidat, bei dem ich mir reelle Chancen ausmale, eine ernsthafte Beziehung zu führen. Da tue ich ihm nun keine Gewalt an.

Wenn ich meine ersten Tippelschritte auf dem Feld des geliebten Schwulseins unternehme, dann gewiss eher mit ihm als mit diesem viel erfahreneren, rätselhaften Mann, dessen unergründliche Anziehungskraft mir Angst macht. Das ist eine Sache der Augenhöhe und realistischen Selbsteinschätzung.

Gideon und ich reden übers Schwimmen und das Landleben, Timo und ich über die weltpolitische Situation und ethische Werte. Dummerweise kenne ich mich beim Schwimmen und Landleben besser aus und muss nicht ständig was nachschlagen. Na gut, das liegt eben daran, dass zwischen mir und Gideon eben nichts laufen wird, da ist es sogar gut, nicht hochzustapeln, während ich bei Timo punkten sollte. Bloß nicht bei Gideon punkten, bloß nicht.

Zu diesem Zwecke erzähle ich ihm eiskalt die peinlichsten und ekligsten Storys, die ich so zu bieten habe. Oma hatte sich mal Würmer von einer ihrer Katzen eingefangen, da musste ich jeden Abend ihr Nachtgeschäft auf Krabbelkram untersuchen, weil sie so tierisch weitsichtig geworden war. Mmh, lecker!

Mein erstes Totalbesäufnis im Rahmen einer Vorabifete wäre da auch zu erwähnen. Ich war so besoffen, dass ich kopfüber in Bauer Hinrichsens Misthaufen gelandet bin. Nur Hinrichsens heldenhaftem Einsatz ist zu verdanken, dass ich das überlebt habe. Von oben bis unten voller Kuhscheiße und Stroh und Fliegen und immer noch reihend wie ein Specht. Mmh, lecker! Und habe ich eigentlich von meiner, durch verdorbene Remoulade verursachten, Lebensmittelvergiftung erzählt? Mmh, lecker!

Gideon ist da um Storys auch nicht verlegen und amüsiert mich prächtig mit Schilderungen über seine pubertären Ausfälle. Wir sind da echt auf Pennäler- oder Stammtischniveau, wenn wir immer noch einen draufsetzen. Oh Mann, ich amüsiere mich köstlich. Politisches Engagement kann natürlich auch unterhaltend sein, außerdem ist es viel wichtiger, aber Gideons Schilderung, wie er verkatert im Schweinestall aufgewacht ist und ihn eine Muttersau statt totzubeißen – das tun die in Gefangenschaft nämlich gerne mal – als Junges adoptiert hat, die hat schon was.

Er hat es der Sau hoch angerechnet und ist sie immer besuchen gekommen, hat ihr sogar einen Namen gegeben. Sie hieß Loretta nach dem Typen aus *Das Leben des Brian*. Sein Vater hat sie trotzdem schlachten lassen. Das hingegen ist nicht lustig, aber wiederum persönlich, vertraut und irgendwie freundschaftlich. Dennoch ist unser Dienstag nur eine Parallelwelt. Ich habe mein Leben, er seins. Und manchmal überschneidet es sich unvorhergesehen.

Leas Geburtstag rückt heran. Dieses Ereignis soll rauschend gefeiert werden. Da sie es nicht so dicke hat, hat sie einfach alle in ein kleines Clubcafé in derselben Seitenstraße geladen, in der auch das *Sweet Dreams* liegt. Alle dürfen ihr gratulieren und sie bei Bedarf beschenken. Die Getränke können wir brav selbst bezahlen. Ist ja auch okay so, wir sind schließlich nicht bei den Von und Zus. Der Laden wird mit irgendwelchem Alternative-Rock aus der Konserve beschallt, der gerade angesagt ist. Auf jeden Fall spielt er leise genug, sodass man sich noch unterhalten kann.

Sie hat alle eingeladen. Ihre Freunde, die Schwulen-Lesben-Gruppe, diverse Bekannte und ihre Kommilitonen. Und zu den alten Freunden gehört natürlich Timo. Es ist eine Überraschung, die für mich gedacht war, als er plötzlich breit lächelnd vor mir steht. Er sieht noch genauso attraktiv und spitzbübisch-klug aus wie bei unserem letzten Beisammensein.

Ich freue mich wirklich, ihn zu sehen. Nach diesem ganzen Köcheln im Hintergrund, dem steten Kampf gegen die Versuchung, ist Timo einfach da. Und bei ihm muss ich nichts unterdrücken, muss keine Angst haben, kann mir gewiss sein, dass es einfach nur sein würde, wie es denn wäre, falls sich da was tun sollte. Wir. Mehr nicht. Nicht weniger.

»Hey«, freut er sich und strahlt mich aus seinen blassblauen Augen an. »Überrascht?«

Timo lehnt an der kleinen Bar und sieht in seinen schlichten Klamotten einfach klasse aus. Er erinnert mich an Al Gore plus Fozzie-Bär und eine Prise Ryan Reynolds. Die mag ich alle drei.

»Und wie«, jubele ich dementsprechend. »Auf die beste, angenehmste Art und Weise.«

»Ich auch«, lächelt er zurück und zeigt mir seine feinen Grübchen.

Er ist so... warm. Ich kann mir vorstellen, wie er irgendwann als alter Mann immer noch dieses Leuchten in sich trägt. Und ich säße neben ihm, wäre immer noch ich – und nicht halb so perfekt. Der Gedanke ist ganz schön ernüchternd. Leider ist da was dran. Ich will malen und mein Auskommen haben, das wars. Vielleicht ein paar Schülern was Gutes tun. Chancen bieten, nicht retten. Neben dem, was ihn antreibt, erscheint mir das ziemlich dürftig.

Trotzdem ist es großartig, dass er da ist und mich so anschaut, als sähe er das ganz anders. Als sei ich etwas Besonderes, auf das er sich lange gefreut hat.

»Willst du was trinken?«, fragt er mich.

»Sicher. Ich hätte gern...« Mein Blick fällt auf das Getränk in seiner Hand. Es ist irgend so eine politisch oberkorrekte Biobrause mit Pflanzenaromen, von denen ich noch nie etwas gehört habe. Ist es jetzt unangemessen, sich einfach nur ein schnödes Bier ohne Message und mit eventuell fragwürdigem Hintergrund zu bestellen? Ich will aber ein Bier. Obwohl. Besser kein Bier als auch so ein komisches Zeug.

»Erst mal nichts, danke«, lehne ich also ab.

Er kommentiert das nicht weiter, sondern nickt mir nur freundlich zu und nuckelt an seiner Flasche herum. »Echt schön, dich hier wiederzusehen«, plaudert er weiter. »Wie läuft es denn gerade so?«

Erleichtert beginne ich zu erzählen und stelle Gegenfragen, sodass sich rasch ein angenehmes Gespräch entspinnt. Von Angesicht zu Angesicht ist es schon etwas ganz anderes, als nur übers Internet zu kommunizieren. Ein wenig fremd fühlt es sich an und zugleich ein bisschen aufregend.

Ich bin gerade eifrig dabei, ihm eine Auswahl von Dingelkamps übelsten pädagogischen Folterübungen zu liefern, da erstarrt er abrupt inmitten eines heiteren Lachens, die Biobrauseflasche noch an die Lippe gedrückt. Ich folge seinem Blick, der über meine Schulter hinweg direkt zur Eingangstür geht.

Kurz bin auch ich gelähmt, dann zähle ich eins und eins zusammen. In der Tür steht völlig undramatisch Gideon und sieht sich suchend um. Klar, er gehört schließlich auch zu Leas vielen Kommilitonen, da ist er anscheinend schlichtweg eingeladen. Das hatte ich so direkt gar nicht auf dem Schirm, auch wenn es naheliegt. Er hat es mir gegenüber gar nicht erwähnt. Ich hatte außerdem angenommen, dass er an einem Samstagabend lieber mit Freddie um die Häuser zieht. Offensichtlich nicht.

»Wer ist das denn?«, höre ich Timo krächzen.

Willkommen im Club. Gideons Bettgestell dürfte aufgrund seiner Wirkung auf schwule Jungs aussehen, als habe es wegen aller Kerben darin Termitenbefall. Sein Sexappeal ist durchaus nicht unbekannt in gewissen Kreisen, nur dieses Unfassbare, das ihn über alle anderen Männer auf Erden erhebt, scheine nur ich sehen zu können. Ich bin ein Mutant mit einer absolut nicht hilfreichen Superkraft, die keinen Arsch interessieren dürfte. Dass Timo hier gerade etwas die Haltung verliert, passt mir trotzdem von vorne bis hinten nicht.

Lea kommt nach vorne, lässt sich von Gideon gratulieren und zieht ihn mit sich in einen Kreis von Musikstudenten, die wild über irgendetwas schnattern, das deutlich über meinen Horizont geht. Die zucken über sein Erscheinen gleichfalls mit keiner Wimper. Musiker haben von Ästhetik wirklich wenig Ahnung.

Ich bekomme derweil einen sehr guten Eindruck davon, wie affig ich ausgesehen haben muss, als ich Gideon das erste Mal zu Gesicht bekommen habe. Timo führt es mir unfreiwillig in allen Stadien vor. Na, herzlichen Dank. Anscheinend ähneln wir uns in der Hinsicht, dass auch er Gideons Präsenz überdeutlich wahrnimmt, aber: huhu! Ich bin auch noch da. Ich bin nur gut getarnt wegen der Luft, in die ich mich anscheinend verwandelt habe.

Das ist noch nicht mal das Schlimmste an der Sache. Er soll gefälligst aufhören, Gideon anzuschmachten. Das ist nämlich mein Job. Auch, wenn ich Gideon nicht wirklich haben will – und kann –, heißt das noch lange nicht, dass ich ihn großherzig weiterreiche.

Ich bin echt so eine Pfeife. Auf Gideons sehr langer Delikatessenliste rangiere ich auf demselben Rang wie Soßenbinder von *Aldi*. Ich habe hier also nicht den großen Macker zu markieren.

Ich räuspere mich also lauthals und sage, als sei nichts weiter:  
»Das ist bloß Gideon.«

»Du *kennst* den?«, haucht Timo und sieht mich doch tatsächlich wieder an. Seine Pupillen sind ungesund geweitet. Entweder hat er einen Schock erlitten oder sein Biogesöff enthielt mehr als nur Pflanzenaromen.

Ich zucke möglichst gleichgültig mit den Schultern. »Ja. Wir sind...«  
Ja, was denn eigentlich? »Trainingspartner beim Schwimmen.«

»Du schwimmst doch zwei- oder dreimal die Woche, richtig?«, bohrt er gebannt nach. Das hatte ich ihm geschrieben, meinen ungefähren Wochenrhythmus dürfte er kennen. Was so was angeht, ist er sehr aufmerksam. Nur im Augenblick fällt er etwas aus der Rolle. Leider kann ich das komplett nachvollziehen.

»Ja«, erwidere ich vorsichtig.

»Mit ihm?«, erkundigt er sich ungläubig.

»Ja?«

Timos Gesicht verzieht sich, auch er sieht plötzlich gar nicht glücklich aus.

»Was ist denn los?«, erkundige ich mich erschrocken.

»Ich fühle mich nur gerade etwas verarscht. Ich meine, du hängst mit dem da ab. Und ich dachte...«

»Stopp«, falle ich ihm ins Wort und greife nach seinem Oberarm. Das ist das Maximum an Körperkontakt, das wir bisher erreicht haben. »Irgendwie behaupten in letzter Zeit alle, dass ich sie verarsche. Ich verarsche hier niemanden. Gideon und ich trainieren nur und quatschen ab und an ein bisschen. Mehr ist da nicht und wird da niemals sein. Gideon hat einen Freund und die beiden hauen gerne mal auf den Putz, was partout nicht meine Welt ist. Ganz ehrlich: Ich freue mich sehr, mit *dir* hier zu sein. Nicht mit Gideon oder irgendwem sonst. Okay?« Das ist definitiv die Antwort, die zur Biobrause passt.

»Okay«, wispert er und senkt beschämt den Blick. Vermutlich wird ihm auch gerade klar, dass er hier gerade etwas daneben gehauen hat.

Ich konzentriere mich darauf, ihn anzuschauen, bis er meinen Blick erwidert und sein Lächeln wiederfindet. Seine Wangen sind gerötet. Wir sehen uns an. Und sehen uns an. Mir wird auch ganz warm. Oh, er ist echt süß und ich möchte...

Bevor ich diesen Gedanken erfolgreich ausführen kann, trifft mich ein Schlag. Dieses Mal ist es nicht *der Schlag*, sondern wirklich nur *ein* Schlag. Quer übers Kreuz und nicht gerade sanft ausgeführt. Überrascht quieke ich auf und fahre herum.

Bevor ich weiß, wie mir geschieht, hat sich ein kräftiger Arm um meine Schultern gelegt, und ich starre aus nächster Nähe in Gideons schöne Augen.

»Hallo, Zuckerhase«, grinst er mir ins Gesicht. »Ich störe doch nicht etwa?«

Ich bin vorsichtig formuliert sprachlos. Ist der betrunken, oder was? Er riecht schon ein wenig nach dem Bier, das ich auch gern getrunken hätte, zeigt aber keine Anzeichen grenzwertigen Total-suffs. Ich komme vom Land, da kenne ich mich aus.

»Nein«, stammele ich formvollendet und weiß gar nicht, wo ich mit meinen Gliedmaßen hinsoll. Er hat mich noch nie in dieser Form angefasst. Dennoch lässt er es völlig natürlich wirken. Es ist dieselbe Geste, mit der Freddie ihn im *Sweet Dreams* im Griff hatte, erinnere ich mich vage, nur dass die Rollen dabei vertauscht waren. Ich kann ihn ganz genau spüren, die Wärme seines Körpers, die Konturen seines Torsos, das Gewicht seines Arms.

Schließlich löst sich meine Zunge und beginnt zu reden: »Zuckerhase?«, frage ich. »Ist alles okay mit dir?« Mir ist sehr wohl bewusst, dass Timo uns immer noch direkt gegenübersteht. Ich wage es gerade nicht ihn anzusehen.

Gideon grinst nur noch breiter. »Es ging mir nie besser«, beteuert er – und fasst mir ungeniert ins Haar, um mich dort zu kraulen. Ich bin komplett überfordert.

Eine Stimme dringt an mein Ohr. »Nur Trainingspartner? Ja klar«, schnaubt Timo, dieses Mal nicht sonderlich sanftmütig. Seine Augen blitzen, sein Kiefer mahlt. »Na klasse, ich dachte echt, du wärst nicht so einer. Oder wenigstens ehrlich. Lea hat ja dein Fähnchen geschwenkt. Und du hältst mir Vorträge... Was auch immer hier läuft – verarschen kann ich mich echt auch alleine.«

Ich zwinge mich, den Kopf zu ihm zu drehen. Alles was ich denken kann, ist: *Schnurr!* Gideons Finger graben tief durch mein Haar und massieren meine Kopfhaut.

»Es ist echt nicht so...«, setze ich an.

Timo hat die Brauen fest zusammengezogen, bis sie sich über seiner Nasenwurzel beinahe treffen. Seine Finger sind so fest um den Hals der Brauseflasche geschlossen, als wolle er sie erwürgen. Das hätte diese Plörre echt verdient, aber ich werde unsachlich. Vielleicht ist sie ja echt lecker? Ich will trotzdem nichts davon.

»... wie du denkst?«, ergänzt er. »Dir als Künstler hätte ich da mehr Originalität zugetraut. Sorry, das hier geht echt gar nicht. Ich bin weg.« Spach's und ging.

Ich nehme es zur Kenntnis. Kaum ist er schnaubend außer Sichtweite, lässt Gideon mich los.

»Und weg isser. So 'ne Diva«, präsentiert er mir seinen norddeutschen Schnack.

Oh Mist. Ich sollte...

»Was war das denn eben?«, fahre ich Gideon aufgrund durchschmorender Synapsen an. Er wirft sich in die Brust und weist theatralisch auf sich. »Ich habe dich gerettet«, behauptet er.

»Timo ist nicht gerade die al-Qaida. Und ich nicht *Prinzessin Lilifee*«, rege ich mich, immer noch mit durchdrehenden Zahnrädern, auf.

Ist das eben echt passiert? Hat er mich wirklich im Arm gehalten und gestreichelt? Oder habe ich einen Hirnparasiten, der mir Dinge vorgaukelt, um mich derweil in Ruhe fressen zu können?

Gideon beginnt zu lachen.

»Was ist denn jetzt so komisch?«, grolle ich, weil mir nichts Besseres einfällt.

»Ich habe nur gerade dieses Bild in meinem Kopf. Osama bin Laden im Nahkampf mit der pinken Prinzessin«, amüsiert er sich.

Ungewollt muss ich bei dieser Vorstellung ebenfalls kichern. Trotzdem versuche ich mit einem gebührenden Maß an Verzweiflung bei der Sache zu bleiben. »Mal im Ernst jetzt: Was sollte der Scheiß?«

Ich sollte sauer auf ihn sein. Ich sollte mich selbst im Tümpel der Sünder versenken. Oder mich alternativ vor Timo auf den Boden werfen, nachdem ich Gideon empört und laut schreiend – damit Timo das auch mitkriegt, denn er ist ja immer noch im Raum – zur Hölle geschickt habe, auch wenn es so zeitverzögert tendenziell unglaubwürdig erscheinen mag. Sollte, sollte, sollte. Will ich aber nicht, ich will mit Gideon über Blödsinn lachen oder über das Geschehene streiten oder einfach nur schweigend endlich ein Bier trinken, ich Oberarschloch.

Der direkte Vergleich zwischen Gideon und Timo fällt desaströs für Letzteren aus, da kann ich mir noch so sehr Sinn in die Rübe pusten wollen. Gideon ist Gideon und Timo, trotz seiner Qualitäten, in meinen Augen nicht mal die rosa Wolke, auf der Amor sitzt. Es ist echt widersinnig. Gegen jede Logik. Ich weiß das – helfen tut es nichts.

Gideon tritt derweil ungefragt an den Tresen heran und bestellt zwei kühle Blonde. Mein Held. Da kann man echt sehen, was von mir zu halten ist. Timo rettet die Elenden dieser Welt und Gideon besorgt mir ein Bierchen – und was finde ich toller? Der Gerechtigkeit halber muss ich sagen, dass ich Gideon im humanitären Einsatz nach wie vor Timo beim Bierbesorgen vorziehen würde. Macht es das jetzt besser? Die Wahrheit kann echt hart sein.

Er reicht mir meine Flasche und endlich komme ich in den Genuss des Leibgetränks des Nordens. In einer der Situation völlig unangemessenen Einigkeit lassen wir Glas auf Glas treffen. Er schiebt sich auf einen der Barhocker und lädt mich mit einer Geste seiner Hand dazu ein, mich zu ihm zu setzen.

»Also«, beginne ich etwas ruhiger, »was sollte das?«

»Wie ich schon gesagt habe: Ich habe dich vor einem bigotten Spießler gerettet«, beharrt er, immer noch mit hochgezogenen Mundwinkeln.

»Erstens: Ich muss echt nicht gerettet werden. Und zweitens: Woher willst du wissen, wie Timo ist?«, frage ich ihn krampfhaft empört.

Er verzieht das Gesicht. »Ich bitte dich«, erwidert er. »Wir sind auf dem Kiez und feiern Lea. Wer da Bioscheiße trinkt, ist entweder ein trockener Alki – dazu sieht er zu fit und entspannt aus – oder ein Überzeugungsdemonstrationstäter. Einer von der Sorte, der sich an Umweltverschmutzung und Welthungerhilfe aufgeilt.«

»Was ist denn falsch daran, sich dafür zu interessieren?«, erkundige ich mich verdrossen.

»Nichts«, meint er. »Der Umwelt und den Hungernden ist es vermutlich egal, was die Motive sind. Ich kann diese sich selbst beweihräuchernden Scheißer echt nicht ab, die glauben, sie seien die Antwort auf alle Gebete.«

»Es ist doch nicht nur Eitelkeit«, protestiere ich.

»Sicher nicht. Es gibt Leute, die das völlig selbstlos tun, einfach, weil sie es für richtig und wichtig halten. Aber die stellen sich nicht mitten auf eine Kiez-Party und saufen überteuertes *Political-Correctness*-Gesöff, damit das auch jeder sieht«, beharrt er stur.

»Wer hat das denn bemerkt?«, wundere ich mich.

»Ich«, entgegnet er betont und legt dabei die Hand auf seinen Brustkorb. »Und du auch. Oder warum hattest du kein Bier?«

Okay, erwischt.

»Trotzdem«, bleibe ich auf Kurs. »Das ist doch echt meine Angelegenheit, wenn ich ihn gut finde.«

»Sicher. Dann hättest du mir eine semmeln sollen, als ich dich *Zuckerhase* genannt und betatscht habe«, meint er lakonisch und nippt an seinem Bier.

»Arschloch«, bezichtige ich ihn genauso ungerührt und tue es ihm nach.

»Selber«, gibt er zurück.

»Wieso?« Das verstehe ich jetzt nicht.

Er zuckt mit den Schultern und guckt übertrieben harmlos. »Ach, nur so«, behauptet er.

»Nichts da«, beharre ich. »Was habe ich bitte schön getan?«

Kurz sieht er mich merkwürdig ernst an, dann greift er nach dem Kragen meines Shirts und zieht mich zu sich heran. Mein Herz setzt aus, entscheidet sich gegen einen jähen Tod und beginnt dann heftig zu rasen.

»Du machst mich fertig«, haucht er heiser in mein Ohr. Die Haare an meinen Unterarmen stellen sich davon auf.

»Wieso das denn?«, quetsche ich atemlos heraus.

Er dreht den Kopf, sodass ich ihm in die Augen sehen kann. Mein Inneres schmilzt bei seinem Anblick wie Butter im Epizentrum einer Neutronenbombe.

»Noch nie«, wispert er eindringlich. »Niemals... wollte ich einen Mann so sehr wie dich. Erst diese Heten-Scheiße und dann die Landjungfer. Und dann das Schwimmen, das Reden. Nicht nur heiße Luft, sondern wirkliches Unterhalten. Du weißt, was ich meine, auch ohne viel Drumherum. Du machst mich echt alle. Nicht in tausend Jahren könnte ich es zulassen, dass du mit irgendeiner Null einen auf Beziehung machst, und dieser Timo ist so ein Kaliber.«

»Aber, wenn ich das denn will«, wüрге ich paralysiert heraus. Er ist so schrecklich nah, ich kann trotz des gedämpften Lichts die goldenen Sprenkel in seinen Augen sehen.

Er schweigt kurz, ohne dass wir den Blick voneinander lösen könnten.

»Ich würde durchdrehen«, sagt er schließlich leise, aber fest und ohne zu zwinkern.

Das muss ich erst mal sacken lassen. Mein Gedankensack stößt recht schnell auf Grund.

»Aber...«, stottere ich, »Was ist mit Freddie?«

Er hebt erstaunt die Augenbrauen. »Wir sind nur Freunde. Na ja, was heißt *nur*. Er ist mein einziger wirklicher Freund«, erwidert er.

»Das sah für mich aber nicht so aus. Ihr habt euch geküsst«, erinnere ich ihn.

Er hebt den Arm, seine Hand schließt sich um meinen Nacken. »Wir haben unsere Geschichte. Und Spaß miteinander. Ich liebe ihn, nur eben wie einen Freund. Wir schlafen nicht miteinander, wenn es das ist, was du meinst. Das ein oder andere Experiment mit Dritten hatten wir gemeinsam, aber eben nicht als Paar. Darum geht es hier auch gar nicht.

Es geht um dich. Dich, Bruno Berger. Bruno mit der Sportabzeichen-Badehose. Bruno vom Lande. Bruno mit den norddeutschen Ansichten. Bruno mit dem Stuhlkreis-Koller. Bruno, der mich beim Schwimmen schlägt, auch wenn es ihn ein paar Innereien kostet. Bruno, der über ekligen Blödsinn lacht. Bruno, der ständig so aussieht, als würde er über sehr merkwürdige Sachen grübeln. Und Bruno, der so unglaublich, unbeschreiblich, überwältigend heiß ist, dass es mir jedes Mal wieder den Atem verschlägt.«

Ich starre ihn fassungslos an.

»Nimmst du Disco-Drogen?«, erkundige ich mich reflexartig.

»Nein. Habe ich nicht nötig. Es ist unfassbar. Ich glaube, du hast echt keinen Plan, wie du wirkst. Kann mir nur recht sein. Du bist das Schönste, das mir je unter die Augen getreten ist. Alles an dir, nicht bloß dein Gesicht. Oder dein knackegeiler Körper. Das allein ist schon atemberaubend, doch da ist mehr. Viel mehr. Alles. Ich sag dir eins: Kein Timo dieser Welt legt seine unegal Grabbelfinger auf dich und verschleppt dich in sein verkramptes Besserwisserland, wenn ich es verhindern kann.« Er schiebt sein Kinn vor, es hört sich fast so an, als würde er gleich knurren.

»Ich bin nicht verschleppbar«, grummele ich ganz offen zurück, während das, was er gesagt hat, in irgendeiner Hirnschleife gefangen bleibt, wo es auf Verarbeitung harren muss. Das kann dauern, denn es ist viel zu viel, um es begreifen zu können. »Ich mag zwar planlos sein und eine Null in einigen Dingen, aber ich tue nichts, was ich nicht will.« Hoffe ich zumindest. Die Sache hat sich irgendwie verselbstständigt.

»Gut!«, stößt Gideon zwischen den Zähnen hervor, während wir uns irgendwie angriffslustig anblitzen. »Ich weiß auch, was ich will. Und zwar dich. Auch, wenn ich mich dafür noch sehr zum Affen machen muss. Ist mir egal. Und was willst du? Diesen sich selbst heiligsprechenden Baumkuschler da drüben? Das nehme ich dir nicht ab.«

»Wer ist denn jetzt der im Eigenlob badende Besserwisser?«, gifte ich los, denn das Urteil über den armen Timo, der wirklich noch irgendwo hier stecken muss und uns eventuell auch gerade zuschaut, finde ich wirklich nicht fair.

Mir ergeht es gerade wie einem in die Enge getriebenen Kuscheltier. Auf den letzten Drücker kann ich doch beißen, egal wie sinnlos es sein mag. Den Rest von dem, was er da sagt, kann ich nach wie vor nicht richtig realisieren. Hört sich gut an, unfassbar, aber das tut ein *Herr-der-Ringe*-Hörbuch auch.

Gideon diskutiert nicht weiter, sondern zwingt mich mit seiner Hand in meinem Nacken, ihn direkt anzusehen. Ich starre mit offenem Mund. Lichtlein blitzen unkoordiniert durch mein Hirn.

»Sag es«, faucht er. »Ich kann das nicht mehr länger. Sag es – oder ich bin weg. Das ist keine Drohung, nur eine Tatsache.«

»Was denn?«, röchele ich.

»Dass du mich auch willst. Bitte, sag es«, fleht er glatt, auch wenn es sich eher anhört wie eine Morddrohung.

Ich hebe meine Hände, lege sie wie ferngesteuert auf seine frisch rasierten Wangen. Endlich, endlich anfassen... Glaube ich zumindest, denn ich traue meinen Sinnen gerade so gar nicht.

»Ich verstehe das nicht«, gestehe ich mit brüchiger Stimme. »Warum denn ich? Ich bin doch...«

»Sag es«, verlangt er, ohne auf meinen Einwand einzugehen.

»Ich bin aber nicht bloß...«

»Sag es.«

»Aber...«

»Sag es!«

»Ja«, schreie ich beinahe den halben Laden zusammen. Hey, darin bin ich anscheinend echt gut. Neugierige Gesichter wenden sich uns zu. »Ja, ja, ja. Verdammt! Und das ist schrecklich dumm von mir. Du gibst den Chef-Gigolo und ich bin nur das kleine Landmäuschen. Himmel, ich habe bisher erst einmal in meinem Leben jemanden geküsst. Das ist fünf Jahre her und zählt nicht richtig. Es war nichts, ich glaube, er war nur neugierig. Ich...«

»Dann los«, unterbricht er mich.

»Was?«, frage ich begriffsstutzig.

»Küss mich«, fordert er mit tiefer Stimme. Seine Augen glänzen ganz komisch, seine Mundwinkel zucken. Jetzt wäre ein guter Zeitpunkt für einen inneren Diskurs von epischer Breite. Oder auch nicht. Ehe ich überhaupt zu einem einzigen sinnvollen Gedanken komme, bin ich schon vorgeschneilt und habe ihm einen dicken, fetten Schmatzer verpasst.

Mist.

*Emily Erdbeer* ist ein verruchtes Luder im Vergleich zu mir. Der Traum meiner schlaflosen Nächte bittet mich, ihn zu küssen, ich mache das sogar – und dann so. Ich sollte die Uni verlassen und zurück in die Krabbelgruppe!

Gideon sieht mich dementsprechend auch ziemlich verdattert an. Ich spüre, wie ich mich unschön verfärbe. Aber er lacht mich nicht aus, er lächelt stattdessen, stupst meine Nase mit seiner an und dann küsst er mich bereits zurück. Das Gefühl peinlichen Versagens verfliegt augenblicklich, mein Verstand löst sich in wohlige, vor sich hin grinsende Karamellflocken auf. Es ist nur eine sanfte Berührung seiner Lippen, aber sie reicht völlig, um mich in cremegefüllten Wackelpudding zu verwandeln. Was wollte ich noch mal sagen? Keine Ahnung.

Er löst sich nur ein paar Millimeter, seine Nase drückt erneut gegen meine, ich kann die Bewegungen seiner Lippen an meiner Haut spüren, als er zu sprechen beginnt: »Ich bin auch neugierig«, sagt er. »Sehr neugierig. Nur ist das hier kein Experiment.«

Er stellt sein Bier ab und schlingt auch noch den anderen Arm um mich, bis mein Gesicht gegen seinen Hals drückt. Seine rechte Hand streichelt über mein Haar, er gluckst, als sei er doch völlig betrunken. Ich habe keine Ahnung, was er für ein Duftwässerchen auf sich gesprüht hat, aber es riecht himmlisch. Sein eigener Duft mischt sich hinein, ein wenig holzig und kitzelnd wie Chili auf der Zunge, das macht dieses Geruchserlebnis erst so überwältigend.

Ich presse mich an ihn, spüre die weiche Haut seines Halses, den Puls darunter und schließe die Augen. Ich kann es wirklich nicht fassen, dass das hier plötzlich die Wirklichkeit sein soll. Mehr kann ich gerade echt nicht tun.

Er beginnt sich zu bewegen, wiegt mich in seinen Armen, murmelt meinen Namen. Und durch mich fließt plötzlich ein Strom aus tiefster Verliebtheit, der jede meiner Zellen wie im Rausch zucken lässt. Dem folgt ein Lavastrom aus reinem, goldenem Glück, der mir die Welt herrlich und alles, was dieses Bild trüben könnte, nichtig vorkommen lässt.

Vorsichtig taste ich nach seinem Schopf. Er ist genauso seidig und kräftig, wie er aussieht. Ich könnte den Rest meines Lebens damit verbringen, ihn anzufassen. Er hindert mich daran, indem er mich nach einer Weile von sich fortschiebt, ohne die Finger von meinem Nacken zu lösen. Er strahlt über das ganze Gesicht. Das ist das Schönste, was ich je mit eigenen Augen gesehen habe. Er lacht mich immer noch nicht aus, begreife ich. Er freut sich.

»Oh, komm her«, lockt er und zieht mich wieder an sich heran. Als hätte ich da Widerworte. Aktuell würde ich nackt auf einem Einrad fahrend jonglieren, wenn ihn das glücklich machen sollte. Und das selbst ohne Sattel.

Oder auch die gesamte Geburtstagsgesellschaft unterhalten. Unterbewusst ist mir schon klar, dass Timo sich gerade fühlen muss wie das letzte Hörnchen, dass Felix und Falk mich sicher schon im Visier haben und meinen *Feindkontakt* nicht ohne Weiteres dulden werden und dass meine Lieblingslesben mich bei ihrer nächsten Inquisition in einen Schweizer Superlockkäse verwandeln werden.

Es ist mir nicht komplett egal, jedoch schon egal genug, um bloß nicht die Finger von Gideon zu lassen. Das ist vermutlich mein zentrales Problem. Wenn Probleme sich so anfühlen, will ich mehr davon haben.

Gideon hat da anscheinend mehr Taktgefühl an meiner statt zu bieten, denn er späht kurz in den Raum und meint: »Als ich fünf war, fand ich den Beruf eines Alleinunterhalters klasse, jetzt nicht mehr. Lass uns abhauen.«

»Wohin denn?«, steuert mein nur noch von Instinkten beherrschtes Denkorgan bei.

»Egal, Hauptsache weg hier«, zeigt er sich planerisch äußerst souverän. Da ich ihm aktuell sogar dann hinterherrennen würde, wenn er der suizidalste aller Lemminge wäre, kann ich ihm nur stumm nickend zustimmen.

Was zur Hölle geht hier eigentlich gerade vor sich? Ich habe echt keinen Schimmer. Eventuell ist Gideon der fiese Alien, der einem per Kuss das Hirn wegsaugt? Irgendwie so was muss es sein. Hirnfressende Aliens sind ja so toll! Unfassbar, gigantoman, zum Himmel schreiend supertoll!

Ich bin derartig weggetreten, dass ich es Gideon zu verdanken habe, dass wir uns sogar von Lea verabschieden. Ich brabbele wirres Zeug und grinse manisch, als sie unseren Abgang kommentiert. Ich glaube, sie beschreibt äußerst farbenfroh, was sie mit empfindlichen Teilen von Gideons Anatomie anstellen wird, wenn er mir auch nur den Nagel des kleinen Fingers abbrechen sollte. Gut, dass sie nicht weiß, dass er bereits mein Hirn auf dem Gewissen hat. Das Ding wird ohnehin überbewertet. Ich komme echt super ohne klar. Mir stellt sie indes einen tierischen Tritt in den Arsch in Aussicht. Dankeschön. Ich liebe gerade alles auf der Welt, Lea-Arschritte mit eingeschlossen.

Gideon hält meine Hand. Wir stehen hier händchenhaltend. Das habe ich noch nie gemacht. Und alle können es sehen. Auch, wenn das streng genommen nicht durchweg von Vorteil sein dürfte und mich Timo gegenüber zum kompletten Arschkeks macht. Oder auch so ganz im Allgemeinen. Wie war das noch? Ach ja: egal.

Kaum auf der Straße sehen Gideon und ich einander an und beginnen synchron, hysterisch zu lachen. Irgendwie ist es, als hätten wir die Torte geklaut, in die Bowlle gepinkelt und der Gastgeberin einen Schweineschwanz angeheftet.

Gideon legt schwungvoll seinen Arm um meine Schultern, ich umfasse seine Taille und wir kichern, während wir ziellos vorwärtstorkeln.

Als ich kurz vorm Erstickungstod stehe, hickse ich: »Worüber lachen wir denn überhaupt?«

»Keine Ahnung«, stößt er nicht weniger atemlos hervor, drückt mir einen Kuss auf die Schläfe und lacht sich gemeinsam mit mir konsequent auch über diese Unterhaltung kaputt. Wahnwitzige hundert Meter schaffen wir so, dann mündet die Seitengasse in eine Hauptstraße. Ratlos sehen wir uns um.

»Wohin?«, bekomme ich sogar etwas halbwegs Konstruktives hin.

»Wie wär's...«, überlegt er angestrengt. »Ich wohne nicht weit von hier. Ich habe eine voll klasse Briefmarkensammlung.«

Erneut lachen wir uns krumm und buckelig. Am Rande bekomme ich mit, wie Passanten uns großflächig umgehen. Vermutlich denken die, wir wären auf Droge und könnten sie spontan abschlichten. So ein Unsinn, denn dazu müsste ich Gideon ja loslassen.

»Ich liebe Briefmarken«, jubele ich.

»Das finde ich gut«, kichert er, und ich lasse mich von ihm weiterziehen.

Wir reden nicht viel. Wenn wir nicht gerade wie wahnsinnig lachen, sehen wir uns an und grinsen nicht weniger irre. Unsere Konversation besteht aus scharfsinnigen Bemerkungen wie: »Gideon!«, »Bruno!« Nicht gerade literaturpreisverdächtig, aber eventuell als *Slam-Poetry* für Dumme tauglich.

Lesen Sie weiter in...

## **Sehnsucht nach uns**

Roman von Isabel Shtar

März 2014

**[www.cursed-verlag.de](http://www.cursed-verlag.de)**